Haus und Volk.

Haus und Volk.

Roman aus dem achtzehnten Jahrhundert

von

Georg Horn.



Erste Abtheilung:

Ein Carneval in Venedig.

Erster Band.

Hannover.

Carl Rümpler.

1867.

Druck von August Grimpe in Hannover.

I.

Im Jahre 1723 war für die vornehme Jugend Europa's Venedig das, was Paris für die heutige ist, ein Freudenort. Weib, Spiel und Gesang hießen die drei mächtigen Anziehungspunkte, die den Carneval von Venedig als den Gipfel aller Freude und alles Genusses erscheinen ließen, und die Stadt zu dieser Zeit zu einem Sammelplatz aller derer machten, welche Zeit und Geld zu verschwenden hatten. Die sonst so ernste und strenge Republik mit ihren schwarzen Gondeln, schwarzen Nobili und ihrem schwarzen Regierungssysteme that in ihrem klug berechnenden Handelsgeiste Allem, was reiche und vornehme Fremde in die Stadt ziehen konnte, bereitwilligen Vorschub, und drückte selbst über manche Excesse die Augen zu, die sie an ihren eigenen Unterthanen

auf das strengste bestraft hätte; die Fremden brachten ja Geld, und das Metall, welches von Anfang durch die ganze Weltgeschichte gerollt ist, dieses hatte die Staatsgewalt der Lagunenstadt von jeher sehr zu schätzen gewußt.

Was war der Carneval von Venedig? Eine Art römischer? Von diesem war er gerade so verschieden, wie die am Canale Reggio wohnenden, mit einem rothen Zeichen am Hute versehenen Juden vom römischen Papste. Der Carneval von Venedig war nicht anders, als die Saison. Die venetianischen Frauen waren von jeher wegen ihrer üppigen Schönheit berühmt, und wenn es auch für einen Fremden nicht sehr leicht war, in dem Hause eines Nobili Eingang zu finden, so gab doch die in den tollen Tagen gewährte Maskenfreiheit viele Gelegenheit zu Abenteuern und Anknüpfung von zarten Verhältnissen, von einer Sorte von Frauen gar nicht zu reden, welche, aus den angrenzenden kaiserlichen Landen ausgewiesen, in Venedig, wenn auch nicht Schutz,

doch Duldung fand. Die Zusammenkünfte fanden in dem Redoutensaale statt, dort wurde getanzt, geschmaust, dort wurde auch Bank gehalten, und zwar war letzteres ein Vorrecht der Nobili. Der Bankier saß ohne Maske am Tische, während die Pointeurs dieselbe trugen, nämlich die sogenannte venetianische Maske, einen schwarzen Domino mit einer Spitzenkapuze über dem Kopf und eine weiße Larve. Zwei maskirte Damen standen zur Seite des Bankiers, um die Pointeurs zum Spiele zu ermuntern. In den Redoutensaal einzutreten stand Jedem, der eine Maske trug, frei; doch geschah dies nur von den Vornehmeren; das Volk pflegte sich auf dem Markusplatze zu tummeln, dem schönsten Redoutensaale der Welt, namentlich wenn der blaue sonnenhelle Himmel sich über demselben wölbte.

Das venetianische Volk ist heiter, ausgelassen und witzig. Gozzi und Goldoni waren Venetianer, und der Carneval ist ein Freipaß, dem nationalen Temperament die Zügel schießen zu lassen.

Auf dem Markusplatze ist eine eigene kleine Stadt von Buden erbaut, und durch dieselbe drängt und wälzt sich, wie Woge auf Woge, eine bunte, lärmende, schreiende Masse, Matrosen, Schiffer, Gondolieri, Lastträger, Facchini, Juden und Inselbewohner. Die Buden und Verkaufstellen der Garküchen, Kastanienhändler, der Orangenhändler und Austernverkäufer sind ihre Wonne und ihre Sehnsucht, während Andere mit weitgeöffnetem Munde und sprachlosem Erstaunen zusehen, wie ein Wunderdoctor auf hoher, buntbemalter Tribüne, mit zahmen Schlangen behängt, und ein kleines ausgestopftes Krokodill zwischen den Beinen, seine Elixire und Salben anpreist, oder ein Gaukler seine scharf geschliffenen Dolche wirft, auch wirkliches brennendes Feuer mit demselben Appetit zu verzehren scheint, wie jene noch vor einer Minute zusammengekrümmten und nun plötzlich gerade aufgeschossenen Bettler die Krabben und Seekrebse, die sie sich durch einen Soldo erbettelt haben. Die besseren Classen

streichen in Maskenkleidung entweder als Stumme, in schwarzen Dominos mit weißer Maske, oder als Redende, wie Arlechino, Brighella, Pantalone, Dottore, durch die Menge, kokettirend, bald Diesem ein witziges Wort, Jenem einen vielbedeutenden Blick zuwerfend; dann theilt sich der Volksknäuel wieder, ein Haufe bewaffneter Contrebandiere, eine beliebte National-Maskerade, zieht mit Hunden und Eseln über den Platz, begleitet von dem Schreien und Jauchzen des Volkes; dort bittet in lauter heiserer Stimme ein sogenannter Improvisator um ein Thema, hier läßt sich eine zerlumpte Sängerfamilie in einem ohrenzerreißenden Chorus vernehmen, und dazwischen kommen zankende Gondolieri des Weges, deren laute, kreischende Stimmen, begleitet von lebhaften Gesticulationen, vor dem Unsinn der Pulcinelle in unbändiges Gelächter umschlagen. Reliquienkrämer bieten ihre wunderthätigen Amulette, Wahrsager die Zukunft, Dominikaner auf beweglichen Kanzeln den Himmel aus, Alles schreit, ächzt, johlt,

lärmt, Einer will dem Andern den Rang abgewinnen, unter den zehntausend Kehlen sind zwanzigtausend Hände in Bewegung, und Nobile oder Lastenträger ist im Carneval alles Eins.

Heute ist ja der letzte Tag der süßen tollen Lust, und morgen schon nimmt der Patriarch von Venedig in der St. Markuskirche die Einäscherung vor. Darum war die Losung, die fliehende Freude zu haschen, so lange sie noch zu haschen war. Fort mit allen Grillen, allen Sorgen — es lebe Venedig und sein Carneval!

Unter den aufgeschlagenen Kramtischen waren solche zu sehen, auf welchen Weltkugeln und zerbrochene, verstaubte mathematische und physikalische Instrumente, Todtenköpfe und Skelette von merkwürdigen Thieren aufgestellt und dazu berechnet waren, den Eindruck des Wunderbaren, des Uebernatürlichen und Geheimnißvollen zu machen. Einer dieser Tische war von einem langen, hageren Manne in weitem schwarzen, roth besetzten Talare eingenommen, und gerade

das Unheimliche dieses Mannes schien das Publikum in so großer Anzahl um ihn versammelt zu haben. Alt und Jung, Männer und Frauen drängten sich an den Tisch, und von Zeit zu Zeit reichte der Schwarzmantel ein langes eisernes Sprachrohr an seinem Mundloche einem der Umstehenden an den Mund, während er sein Ohr aufmerksam an den Trichter legte, um zu vernehmen, was der Betreffende ihm zu sagen habe; dann kehrte er das Sprachrohr um, und ließ auf diesem Wege dem Andern wahrscheinlich die Antwort auf das Gehörte zugehen. Wenn eine alte Frau oder ein Mönch sich das Rohr reichen ließen, entstand unter den Umstehenden lautes spöttisches Gelächter; war es ein junges Mädchen oder ein junger Mann, so verfolgte das Publikum mit großer Aufmerksamkeit die Manipulation, in ein leises Kichern übergehend, wenn das Mädchen erröthend, der junge Mann mit verschmitztem Lächeln von dannen ging. Jedenfalls war es sehr unterhaltend, diesem Manne

zuzusehen. Er gab sich in seinen Anpreisungen, die fließend, aber mit gellender Stimme und in reinstem venetianischen Dialekte vorgetragen wurden, für einen Wahrsager und Orakelsprecher, für einen Traumdeuter und Sterngucker, kurz für einen wunderbaren Mann aus, der den großen Zulauf der Menge vollkommen erklärte.

Durch das Volksgewühl aufmerksam gemacht, näherten sich zwei männliche Gestalten dem Tische. Obwohl die langen Dominos von schwarzer schwerer Seide ihre Kleidung und die übliche weiße Sammtmaske ihr Gesicht verhüllte, — denn während des ganzen Carnevals, außer an Freitags-Vormittagen, wurde die Maske nicht abgelegt — so konnte man doch an der raschen und elastisch-geschmeidigen Bewegung der Gestalten erkennen, daß sie in der ersten Blüthe der Jugend standen. Als der Eine in schneller Wendung sich kehrte, kam unter dem Domino eine reiche Silberstickerei auf himmelblauem Sammet zum Vorschein; dieser schien der Vornehmere zu sein, wenngleich sich

Beide in harmlosen Scherzen ziemlich ungezwungen zu ergehen schienen. Der Wahrsager und seine Kundschaft schienen Beide sehr zu ergötzen. Wenn einer „aus dem Reiche", das heißt ein Deutscher, in der Nähe gewesen wäre, hätte er aus ihrer Unterhaltung die liebe Muttersprache hören können, und zwar in dem baierischen Dialekte, der zwar weich und hie und da schon in italienischen Anklängen lautet, jedoch im Aussprechen die kokette Betonung der Wörter und im Messen der Sylben die schrankenloseste Eigenmächtigkeit behauptet.

„Nun, Maxl, wie wär's, wenn wir uns auch 'mal das Sprachrohr geben ließen?" wendete sich der im blauen Unterkleide an den Andern. „Ich hätt' wirklich große Lust dazu. So manches habe ich jetzt gerade auf dem Herzen, wovon ich den Ausgang nur sechs Monate früher wissen möchte."

Der Andere zuckte die Achseln, um mit diesem Zeichen es ganz dem Belieben des Sprechenden anheimzugeben.

„Wir sind ja fremd hier in Venedig, und wenn man nicht 'mal so einen Spaß haben soll, wozu sind wir nicht lieber zu Hause geblieben? Es hat mich Mühe genug gekostet, bis mich der Herr Vater hat reisen lassen, und an Dir hätt' ich gedacht, einen recht guten Freund, aufgelegt zu allen lustigen Stücken, zu haben, und nun zuckt er zu Allem, was ich unternehmen will, die Achsel. Ach geh', Maxl, das ist nicht schön von Dir."

In dem Tone lag so viel Treuherzigkeit und zwingende Gutmüthigkeit, daß der Andere anstatt aller Antwort eine Gasse durch die Umstehenden zu machen begann. Wäre es ein Nobile gewesen, so hätte vielleicht dieses etwas gewaltsame Vordrängen den Unmuth des Volkes erregt; denn zur Carnevalszeit respectirte man die Schranke nicht, die jene Bevorrechtigten von der übrigen Bevölkerung trennte, aber so erkannte man an der Kleidung augenblicklich den Fremden.

„Platz da — ein Fremder!" riefen mehrere

Stimmen mit der bekannten venetianischen Artigkeit.

Beim Hindurchdrängen verschob sich unserem Sprecher ein wenig der Domino, und das blaue, mit Silber gestickte Kleid wurde auch den Uebrigen sichtbar.

„Ein Franzose!" zischelten sich einige ältere, neugierig blickende Frauen zu.

„Was Euch einfällt! Na, Maddalena, Ihr solltet das doch besser wissen, was französische Farben sind?"

Der dies sagte, war eine mittlere untersetzte Gestalt, welche das bereits beschriebene venetianische Maskenkleid trug, ein Beweis, daß dieselbe den besseren Ständen angehörte. An der Frau, welcher diese Aeußerung zugeraunt wurde, war in der körperlichen Erscheinung alles spitz und mager. Ihr Anzug, nicht dunkel und einfach, wie der der übrigen Frauen ihres Standes, bestand aus großgeblümtem persischen Kattun, war auffallend und machte den Eindruck der Zudring-

lichkeit und des Strebens, sich bemerkbar zu machen.

Ueberrascht wendete sich die Angeredete nach der Maske um, und suchte aus den dunklen blitzenden Augen derselben das Räthsel der Persönlichkeit zu lösen.

Es schien jedoch nicht, daß es ihr gelang, und der Vermummte mußte sich in seiner Verhüllung ziemlich sicher glauben, da er von neuem seine Stichelrede gegen das kokett herausgeputzte Frauenzimmer begann.

„Was Ihr nur meint, Maske?“ stammelte nicht ohne einige Verlegenheit die Angeredete.

„Nichts meine ich, Maddalena, als daß Ihr die französischen Farben besser kennen solltet, und daß dieselben nicht Blau und Silber, sondern Blau und Gold sind. Aber etwas Vornehmes ist es immerhin, Maddalena.“

Auf den letzten Satz legte der Sprecher eine absichtliche Betonung, soweit dies mit seinem etwas rauhen Organe überhaupt möglich war.

Die Frau antwortete nichts, sondern wendete ihre Aufmerksamkeit wieder dem Orakel zu, jedenfalls aber hatte sie die Andeutung verstanden, und daß sie sich nicht ganz sicher fühlte, konnte man aus ihrer Unruhe merken.

Der junge Mann im blauen Kleide war in die Nähe des Tisches gelangt, hinter welchem der Geheimnißvolle thronte. Rasch langte dieser unter dem Tische ein anderes, weit glänzenderes Sprachrohr hervor, als das war, welches er bisher im Gebrauch hatte, und reichte es dem Nahenden über den Tisch hinüber. Dieser besann sich erst einen Augenblick, dann sprach er Mehreres in das Mundstück des Rohres, dessen Trichter an dem Ohre des Schwarzmantels lag. Letzterer wendete das Rohr um, so daß der Trichter an das Ohr des jungen Mannes kam, und rief demselben augenscheinlich etwas zu, worauf dieser auch wieder Antwort zu geben schien. Die Folge war, daß der Schwarzmantel ein dickes, mit allerlei seltsamen Figuren bedrucktes Buch aufschlug und eifrig in

demselben zu forschen schien. Bisher hatte er seine Weisheit handwerksmäßig ausgegeben, aber nun zeigten seine Gesichtszüge plötzlich eine gewisse Spannung; er schien von dem Resultate seiner Forschung überrascht, warf aus seinen schwarzen, stechenden Augen nach dem Befrager hinüber einen scharfen, forschenden Blick, blätterte dann nochmals in dem Buche, holte dann einen kleinen schwarzen Stab unter seinem Gewande hervor und ließ diesen aus der hochgehaltenen Hand auf die Zeichen des Buches fallen. Das Resultat schien das nämliche und er in dem Ergebniß nur noch sicherer. Flugs setzte er das Rohr an und ließ dem Frager die Antwort zukommen. Mit einem leichten Erröthen, aber gleich darauf in lautes Lachen ausbrechend, entfernte dieser den Trichter von seinem Ohr, warf einen Ungaro, das heißt einen österreichischen Ducaten, auf den Tisch und nahm unter dem ehrerbietigen Zurückweichen der Umstehenden, denen diese glänzende Belohnung gewaltig imponirt hatte, seinen Rückzug.

Dieser konnte jedoch nicht so schnell erfolgen, als er es gewünscht hatte, und auf einmal fühlte er sich gehalten. Unwillig sah er nach der Ursache des Hemmnisses zur Seite, auf seinen Lippen schwebte bereits ein kräftiges deutsches Wort; aber dasselbe, welches vielleicht wie ein leiser Fluch gelautet hätte, blieb ungesprochen, die Lippen schlossen sich, dafür öffneten sich die Augen nur um so weiter, überrascht und zu gleicher Zeit entzückt. Zwei Mädchenaugen leuchteten ihm entgegen, blau und tief und von feuchtem Glanze wie ein Bergsee, von feinen schwarzen hochgeschwungenen Brauen umrahmt, und von langen schwarzen Wimpern überschattet, und wie ein süßes, heiliges Geheimniß gehütet. Ein einziger Blick und augenblicklich verschlossen die Wimpern den Blick wieder, dafür brach Schreck, Ueberraschung, Verschämtheit und wie alle die verrätherischen Anzeichen eines im Innersten berührten Herzens heißen mögen, in heller Röthe auf den weißen Wangen des Mädchens aus; in zitternder Hast nestelte sie eine der

Spangen des Mieders von dem Domino ihres Gegenübers los und nahm eiligen Schrittes ihren Weg nach dem Tische des Tausendkünstlers.

Man merkte es ihr an, sie wäre am liebsten umgekehrt und hätte ihre Absicht, das Orakel zu befragen, aufgegeben, wenn ihr eben noch ein Rückweg offen geblieben wäre. Denn derjenige, mit dem die verhängnißvolle Nestel sie verknüpft hatte, stand nun still, den Weg förmlich verbarricadirend und sie nicht mehr aus den Augen lassend.

Zitternd und scheu trat sie vor den Wundermann hin; er reichte ihr das Rohr, sie aber schien jede Frage vergessen zu haben; Jener wartete vergebens auf eine solche, zuletzt, als ihm die Sache zu lange währte, stieß er das Mädchen leise mit dem Rohr an. Schnell flüsterte sie einige Worte in das Mundstück; aber dieselben mußten nur sehr unvollkommen und undeutlich zum Ohre des Zeichendeuters gelangt sein, denn er gab die Verständigung durch die Hülfe des Rohres auf

und schrie über den Tisch mit gellender Stimme hinüber:

„Lauter — lauter! Euer Geburtsjahr, Signora! Muß wissen, unter welchem Himmelszeichen Ihr geboren seid, damit ich forschen und deuten kann, ob dasselbe auch noch günstig für Euch steht.“

Das Mädchen flüsterte abermals einige Worte in das Rohr; der Weise schien aber sehr schlecht zu hören; denn die Hand an das Ohr legend, rief er zum zweiten Male hinüber:

„He? Wie habt Ihr gesagt? Im Jahre 1703 seid Ihr geboren und am 17. December?“

Das Mädchen nickte, wagte aber in seiner tiefen Verschämtheit Niemanden von den Umstehenden anzusehen.

„O siebzehn“, rief der Schwarzmantel über seine Zuschauer mit dem Pathos eines Charlatans hin — „o siebzehn ist eine verfängliche — eine sehr ominöse Zahl — siebzehn Jahre und am siebzehnten December — in einer der heiligen Nächte — o Signora!“

Sprach's, schlug sein Buch auf und drückte dann auf ein längliches Glas. Dasselbe stand auf einem Wachstuche, welches mit allerlei cabbalistischen und Gott weiß was für Figuren bemalt war; in dem Glase war eine winzige menschliche Figur, ein Alraunmännchen, eingeschlossen, die durch den Druck einer Feder von oben bewegt wurde. Aufmerksam schaute der Mann, wohin die Figur zeigen würde, und das betreffende Zeichen schlug er in seinem Buche nach, schaute dann mit einem Ausdruck der Ueberraschung und des Triumphes auf seine Versammlung und telegraphirte das Ergebniß durch das Sprachrohr seiner Committentin zu.

Auf diese schien es großen Eindruck zu machen; denn während der Trichter des Sprachrohrs noch an ihrem Ohre lag, wurde ihr Antlitz plötzlich ebenso bleich, als es vorher mit der Röthe der Scham übergossen war; schnell schlug sie ein Kreuz, faltete die Hände und schlug die großen dunklen Veilchenaugen zum Himmel auf, als wollte sie sagen: Davor möge mich die heilige Jungfrau be-

hüten! So wollte sie von dannen gehen. Eine leise Berührung mit dem Sprachrohr belehrte sie jedoch, daß auch die Zukunft nicht ohne Geld zu haben ist. Verlegen löste sie den Knoten eines weißen Taschentuches, das sie in der Hand trug, nahm von der kleinen Barschaft, die in demselben verwahrt war, einige kleine Silberstücke heraus, legte sie auf den Tisch und ging ihres Weges weiter.

Im gleichen Augenblicke machte der junge Mann Miene, seinen Begleiter mit sich fortzuziehen, und zwar mit solcher Hast, daß dieser sich die Frage erlauben zu dürfen glaubte:

„Wohin befehlen Euer —"

Flugs hielt ihm der Andere die Hand auf den Mund uud raunte ihm zu: „Schweig' und komm' mit, Maxl!"

Damit zog er ihn auch einige Schritte vorwärts in der Richtung, welche das Mädchen genommen hatte, nämlich nach der Seite des Markusplatzes, von wo man durch den Torre

d'Orologio in die große Merceriastraße und von da nach dem Sestiere von Canareggio gelangt.

„Ihr wollet also dem Mädchen wirklich folgen?" fragte der Begleiter.

„Wie kannst Du nur noch fragen, Marl!" rief der Andere ärgerlich und voll Angst, die Spur der Vorangehenden zu verlieren. „Ich muß ihr nach — ich muß wissen, wo dieser Engel ferner aufzusuchen ist, und wenn Du nicht mit mir kommen willst — so gehe ich allein, mag daraus entstehen, was da will!"

„Da sei Gott vor!" rief der Andere, „daß ich Euch einen Augenblick ließe und Euch allein lassen dürfte. Nehmt den Mantel fester zusammen, damit man Euer Kleid nicht so sehr bemerkt. Es ist gefährlich, in solcher Carnevalszeit in der Lagunenstadt auf Abenteuer auszugehen — allerlei Gesindel strömt hier zusammen, und die Signoria kann ihr Auge nicht überall haben."

„Schweig', Marl, alter Schulpräceptor!" sagte der Andere lachend, nahm fest den Arm seines Be-

gleiters und Beide gingen der Spur des Mädchens nach. Sie dachten jedenfalls nicht, daß sie aufmerksam beobachtet worden waren, und zwar von vier Augen, von denen der männlichen Maske und Maddalena's.

„Nun, Maddalena, Ihr bekommt jetzt wohl Witterung des Wildes?“ knüpfte Erstere die Unterhaltung von Neuem an.

Das unheimliche Interesse, welches aus den Blicken des Weibes leuchtete, wurde durch diese Anrede gestört; dabei fühlte die Maddalena, daß der Unbekannte sie verfolge, und Beides rief ihren höchsten Zorn hervor. Roth wie ein Truthahn verbat sie sich von dem Unbekannten jedes weitere Gespräch, und in ziemlich aufgeregter Rede, die mit einigen Schimpfwörtern gemischt war, bezeichnete sie das Verfahren, aus dem Hinterhalt einer Maske eine ehrbare „Frau“ zu beleidigen, als ein durchaus unritterliches.

„Man merkt es Euch an“, versetzte die Maske nur um so höhnischer, „daß Ihr viel mit fremder,

vornehmer Gesellschaft verkehrt. Nehmt Euch in Acht, Maddalena, die Signoria von Venedig sieht so etwas sehr ungern."

„So? Woher wißt Ihr denn Alles so genau?" erwiederte das Weib mit einem spitzen, süßsauren Lächeln.

„O, ich kenne Euch, Maddalena, Euer Aeußeres und Inneres. Eben denkt Ihr darüber nach, ob die Beiden das Mädchen wol erreichen werden, und ob es nicht gerathen sei, ihnen Eure Dienste anzubieten."

Im höchsten Grade betreten, als ob dieses wirklich ihr Gedanke sei, starrte das Frauenzimmer den Sprecher an; der aber fuhr fort:

„Glaubt Ihr wohl, Maddalena, daß die Jäger das scheue Reh erreichen werden?"

„Vielleicht, wenn sie nicht in die Lagune fallen."

Damit suchte sie dem Gespräche eine komische Wendung zu geben, die aber dem Gegenüber nicht zu gefallen schien; denn mit um so ernsterer Stimme, in die sich auch eine Drohung mischte, sagte er langsam und bedeutungsvoll:

„Besser in die Lagune, Maddalena, als in Eure Hände; nicht die beiden Männer dort meine ich, sondern das Mädchen.“

Dann war der Sprecher in dem Menschengewühl verschwunden.

Kein Ort der Welt ist zur Verfolgung einer Person ungünstiger, als gerade Venedig, damals und noch heute. Alle Städte haben äußere Wandlungen erfahren, nicht so die Dogenstadt, sie ist organischer Wandlung so wenig als ein Felsen fähig, sie ist petrificirt, denn die Stadt war ein Princip. Venedigs Staatssystem war ein Spähersystem und danach ist auch die Stadt gebaut: lauter Gäßchen, Ecken, Winkel, Krümmungen und Schatten. Canäle durchschneiden die ganze Stadt, allein man konnte vermittelst der kleinen Brücken, deren man damals über fünfhundert zählte, viel Weges zu Fuß machen. Die meisten Häuser, welche unmittelbar am Wasser lagen, hatten auch einen Ausgang nach der Rückseite; aber diese Straßen waren gar eng und sehr schwer zu be-

schreiten wegen der glatten weißen Steine, womit sie belegt waren, und heute doppelt schwer, da es am vorigen Tage geregnet hatte und diese Trottoirs sehr schlüpfrig waren. Mehr als einmal mußten die beiden jungen Leute ausgleitend sich Einer an dem Andern halten; aber das Mädchen ging sicher und festen Schrittes dahin, sie schien auf diesen Steinen zu Hause zu sein und zudem keine Ahnung zu haben, daß man ihr folgte.

Hinter dem Markusplatz und der Merceria lag ein Netz von kleinen, verschlungenen Gassen, die wegen der dort aufgestellten Buden nur um so schwerer zu passiren waren; durch dieselben nahm das Mädchen seinen Weg.

Dem Anschein nach war sie sehr vertraut mit demselben, schien auch immer den kürzesten zu wählen, was die Beiden oft in nicht geringe Verlegenheit setzte; dann plötzlich war sie um eine Ecke verschwunden und rathlos sahen sie sich einander an, bis denn ihr guter Stern oder ihr Instinct, wie man es immer nennen will, sie

auf's Gerathewohl eine Gasse nehmen ließ, in welcher sie ihren Leit- und Wandelstern, den Zendal, den langen schwarz-seidenen Schleier des Mädchens, wieder vor sich herziehen sahen. Dieser Zendal, der lang und weit vom Haupte der venetianischen Frauen herabwallte, sich unter den Armen durchzog und dann die Hüften wie eine Schleppe umgab, hatte fast die Eigenschaft eines Gürtels der Venus, denn er verlieh den Gestalten eine unvergleichliche Anmuth; er hob die natürlichen Formen und machte sie reizvoller, indem er sie zugleich verhüllte. So weideten sich die Blicke namentlich des einen jungen Mannes an der schönen, vollen und hochgewachsenen Gestalt, an der Grazie und Sicherheit, mit der die vor ihnen Herwandelnde alle Bewegungen ausführte, an der Sittsamkeit, die sie weder rechts und links, noch um sich sehen, und immer nur das Ziel ihres Ganges verfolgen ließ.

An einer der unzähligen kleinen Brücken, die meist ohne Geländer und nur mit größter Vor-

sicht zu überschreiten waren — denn unmittelbar darunter glitt lautlos wie eine schwarze Schlange die Lagune weg — an dieser staute sich der Schwall derer, die hinüber- oder herübergehen wollten.

Das Mädchen mußte nothgedrungenerweise anhalten, und das Herz des Jünglings im blauen Sammtkleide jauchzte darüber innerlich hoch auf. Jetzt war er mit seinem Begleiter nahe — einige Schritte und noch näher, und zuletzt stand er an ihrer Seite — athemlos und wie mit Purpur übergossen.

„Signora", redete er sie fast mit flüsterndem Tone an, während sein dunkles brennendes Auge sich auf ihr weißes, von dem schwarzen Florbesatze des Schleiers halb verdecktes Antlitz niedersenkte, „ich bitte Euch, bleibt noch einige Augenblicke zurück — es möchte in diesem Drängen gefährlich sein, über die Brücke zu gehen, und es wäre mir sehr schmerzlich, wenn Euch irgend ein Unfall träfe, was doch ganz leicht sein könnte."

Betroffen ob dieser plötzlichen Anrede wendete sich das Mädchen nach der Richtung, von welcher diese tiefe und klangvolle Stimme laut wurde; ihr Auge hob und senkte sich auch gleich wieder, als sie den erkannte, der vorhin auf so eigenthümliche und bedeutungsvolle Weise mit ihr zusammengetroffen war.

„Ich danke Euch", sagte sie leise und nicht ohne einige Verwirrung, „ich hätte auch ohne Euren Rath das befolgt, was mir das Klügste dünkte — zu warten."

„Da habt Ihr's", versetzte lachend der Begleiter in deutscher Sprache, während die obige Zwiesprache natürlicherweise italienisch geführt wurde. „Kein Deutscher soll sich an das venetianische Frauenzimmer wagen; es ist dafür bekannt, allzu flink und fertig mit dem Munde zu sein."

„Das venetianische", wendete sich plötzlich das Mädchen nach dem Begleiter, und zwar zum höchsten Erstaunen der beiden jungen Männer diesmal in deutscher Rede. „Da möget Ihr wohl

Recht haben, ich möchte vielleicht nicht voll dazu gerechnet werden. Ich betrachte mich als eine Deutsche."

Kaum hatte sie das gesprochen, so ersah sie eine günstige Gelegenheit, die Brücke zu überschreiten, und ehe sich die Beiden von ihrem Erstaunen erholen konnten, war sie schon jenseits derselben.

„Eine Landsmännin — umsomehr!" rief der Erstere in jugendlichem Feuer aus und zog mit fester Hand seinen Begleiter auf die Brücke.

„Es ist eine Tollkühnheit von Euch, gnädigster Herr", rief dieser im Unmuthe. „Entweder wir oder die Anderen fallen in das Wasser."

Das schienen die übrigen Passanten ebenfalls vorauszusehen; denn im nämlichen Augenblicke wurden von allen Seiten Flüche und Drohungen laut; aber wie in allen Lagen das Glück und der Erfolg meistentheils mit dem Wagenden ist, so auch hier: sie kamen glücklich über die Brücke,

aber von der Holden, der das Herz nachstürmte, war nirgends etwas zu sehen; sie war wie vom Erdboden verschwunden. Rechts und links war eine enge Gasse, sie konnte in der einen wie in der anderen verschwunden sein; zuletzt kamen Beide zu dem Entschluß, der Eine sollte die Gasse links, der Andere diejenige rechts verfolgen, an dem Ausgangspunkte würden sie sich wieder zusammenfinden. So geschah es; nach einer halben Stunde trafen sie wieder zusammen, aber weder die Gasse rechts, noch die links hatte ein Resultat geliefert, das Mädchen mit den Veilchenaugen, mit dem verführerischen Zendal und der süßen Muttersprache war nicht mehr zu sehen. Wie das zuging, ob auch mit natürlichen Dingen? Genug, sie war und blieb verschwunden.

Jähe Uebergänge der Stimmung sind Vorrecht und Eigenschaft der Jugend. War der junge Mann noch vor wenigen Minuten voll Zärtlichkeit, Sehnsucht, Feuer und Verlangen, so löſten sich diese Empfindungen jetzt plötzlich in leiden-

schaftlichen Zorn auf. Knirschend, in Verzweiflung, stampfte er auf den Erdboden, die zusammengepreßte Hand zitterte und vor Erregung legte er die heiße Stirne an den kalten Stein des an der Seite liegenden Gebäudes.

„Ich soll nun in meinem Leben kein Glück haben!" rief er dann halb wüthend, halb klagend aus: „ich bin zum Unglück berufen!"

„So!" erwiederte der Begleiter mit trockenem Tone, „das wißt Ihr, gnädiger Herr, schon jetzt in Eurem zweiundzwanzigsten Jahre?"

„Ja, das weiß ich, weil ich es fühle und weil sich mein Leben schon von allem Anfang so gestaltet hat; es schwebt ein Unstern über meinem Haupte, und wie mein Leben begonnen, so wird es auch enden!"

Aus dem Tone dieser Worte war alle jugendliche Ueberschäumung gewichen, es sprach daraus eine feste, volle, wenn auch finstere Ueberzeugung, und eine unendliche Melancholie umflorte die schönen, jugendlichen Züge.

„Und was nennt Ihr Glück, gnädigster Herr?“ nahm der Begleiter das Wort. Er war von dem Tone der vorhergegangenen Worte auf das Aeußerste betroffen und suchte diese trübe Stimmung, die ihm nichts Neues zu sein schien, zu verscheuchen. „Was nennt Ihr Glück? Wenn einmal ein schönes Kind, das Euch gefiel, Euch plötzlich aus den Händen lief? Die guten Gedanken und schönen Mädchen gehen niemals verloren; man trifft immer wieder auf sie. Auch die wird wiederkommen, gnädigster Herr. Es giebt für Verliebte, die durch einen Zufall auseinander gekommen sind, eine stillschweigende politische Uebereinkunft, nämlich sich des andern Tages wieder an demselben Orte zu treffen. Unglück! Wie das so leicht hingesagt wird. Als ob das eines wäre. Ich meinte, gnädigster Herr, Ihr wüßtet schon, daß es in der Welt noch viele andere Dinge giebt und was Unglück ist.“

Eine rasche Bewegung und ein kräftiger Hand-

druck des Ungestümen war dessen Antwort. Nach einer Pause fügte er hinzu:

„Laß die vergangenen Zeiten, Maxl, und sei wieder gut.“

Mit diesem Resultate war denn auch der Maxl vollkommen befriedigt; denn nun wußte er, daß er den finstern Geist gebannt hatte, und seine folgende Frage, was denn der Wahrsager „dem gnädigsten Herrn“ prophezeit habe, war nur eine Aeußerung leichtbegreiflicher Neugierde, aber sie rief in dem Andern die lebhafteste Bewegung hervor.

„Was er mir prophezeit?“ wiederholte derselbe langsam. „Ich habe ihn um mein Schicksal befragt, Maxl, und er — wenn es nicht so unglaublich und unmöglich wäre, würde ich es ja gar nicht sagen, — denk' Dir, er sagte, ich würde noch Kaiser werden. Kaiser — ich! Wie käme der baierische Kurprinz zu einer Kaiserkrone!“

II.

Der baierische Kurprinz Karl Albrecht war der älteste Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern und der Tochter des Polenkönigs Sobiesky, mit seinem jüngeren Bruder Clemens August auf der großen europäischen Tour begriffen, und gegenwärtig zu einem längeren Aufenthalte in Venedig. Später sollten beide Brüder nach Rom und Neapel gehen; in Rom sollte der jüngere Prinz bleiben, um daselbst sich für seine künftige Stellung vorzubereiten; er war, obwohl erst zwanzig Jahre alt, doch schon Bischof von Münster und Paderborn, und war zum Nachfolger seines Oheims, des geistlichen Kurfürsten von Köln, auserselhen.

Die beiden Prinzen, obwohl von einer und derselben Mutter geboren, waren doch im Aeußeren und im Charakter sehr verschieden. In Karl Albrecht war das französische Blut nicht zu verkennen; seine Mutter, die Kurfürstin Therese,

war mütterlicherseits die Enkelin des Marquis de la Grange, eines Schweizerhauptmannes bei Monsieur dem Herzoge von Orleans, Bruder Ludwigs XIV. Von Gestalt nicht eben sehr groß, war der Kurprinz doch sehr gut gewachsen, sein Körper war kräftig und schlank gebaut, gewandt und graziös in seinen Bewegungen. Das lange und schmale Gesicht konnte beim ersten Anblicke für sich einnehmen; es lag Frische und Unbefangenheit darin, und es hatte den Reiz der Jugendlichkeit trotz der in großen, bestimmten, sinnlichen Linien geschnittenen Züge, zu denen die Adlernase und die sehr vollen Lippen in entsprechendem Verhältnisse standen.

In letzteren gab sich die habsburgische Familien-Aehnlichkeit kund, wenn auch bedeutend gemildert und in schönerer Form. Von großer Wirkungskraft war sein Auge, groß, dunkel, nicht durchdringend und beherrschend, aber von einem feuchten Glanze und von weichem fremdartigen Ausdrucke. Es schaute träumerisch, melancholisch in

die Welt, nur manchmal hie und da mit einem jähen Blitze untermischt. Auf wen dieser Blick sich richtete, der fühlte sich angezogen und in seinem Empfinden berührt; für Frauen war er entscheidend und bezwingend, wie überhaupt alle Augen, in denen ein Doppelwesen sich abspiegelt, wie in dem Kurprinzen eine rasch auffláckernde feurige Lebendigkeit und wieder eine dumpf hinträumende Melancholie.

Clemens August war einheitlicher gestaltet, sein Aeußeres — er hatte blondes Haar und blaue Augen — ging mehr als beim Kurprinzen in das Helle, und so erschien auch sein Charakter ausgesprochener und klarer. Man wurde dieses Unterschiedes so recht bewußt, wenn man die beiden Brüder jetzt, an dem auf das Abenteuer folgenden Tage zusammen sah. Sie bewohnten den Palast der Correri, einer vornehmen venetianischen Familie, die seit Jahrhunderten in dem goldenen Buche der Republik verzeichnet stand, aber schon damals sich dem Nützlichkeitsprincipe zu beugen gezwungen war,

indem sie ihren Palast am Canal Grande vermiethete, und dafür sich so lange in terra ferma, das heißt auf einem Landgute aufhielt. Die Zeiten, wo die Signoria den fremden Fürsten Wohnung und Tafel gab, waren längst vorüber, sie wäre dadurch noch ärmer geworden als sie schon war; sie fand sich jetzt mit einem Symbol ab, mit einem Gastgeschenk, das sie dem Ankommenden überreichen ließ, einem sogenannten Regal, das aus Wildpret, Wein und Fischen bestand; gab auch vielleicht eine Regatta zum Besten, oder ließ eine ihrer berühmten Galeazzen zu Ehren der hohen Reisenden vom Stapel laufen; alles Uebrige überließ sie ihren Nobili, von denen die reicheren, wie die Contarini, Pisani, Grimani, Loredani, Morosini, den Ruf der Gastfreundschaft der berühmten Lagunenstadt mit aller nur erdenklichen Pracht und Courtoisie aufrecht zu erhalten bemüht waren.

Der Palast der Correri wurde wegen seiner Lage und Bauart, seiner Pracht und Bequemlich-

keit der Einrichtung unter die schönsten Privatbauten Venedigs gerechnet. Von Außen zeigte derselbe die eigenthümliche und doch so reizvolle Vermischung gothischer und byzantinischer Architekturformen in reinster Gliederung und originellster Durchführung, von der breiten, wie aus dem Canale Grande aufsteigenden, nach dem Modell Sansovin's gebauten Marmortreppe, durch das im Rusticalstyl gehaltene Erdgeschoß mit dem hohen majestätischen Portale, hinauf zu den schlanken Porphyrsäulen und der Filigran-Arbeit des Portego. Hinter dieser Säulenstellung dehnte sich ein großer, weiter, von drei Seiten umschlossener Raum aus, dessen vierte, offene, mit Säulen verzierte und mit hohen Spiegelfenstern versehene Seite hinaus auf den Pergolo, den über dem Canale schwebenden Balcon, ging. Um diesen Raum, den Liago genannt, lagen die übrigen Wohnzimmer des zweiten Stockes, und hier wohnte der Kurprinz, während Prinz Clemens den dritten Stock inne hatte, der mit seinem

großen, durch zwei Etagen gehenden Hauptsaal in früheren Zeiten die eigentlichen Wohnungs- und Empfangsräume der Familie enthielt.

Die Prinzen befanden sich in dem mit Gold, Farben, Stuccatur- und Bildhauerarbeit prächtig verzierten Liago.

Der ältere trug einen goldbrocatenen Morgenrock; das dichte, lange und weiche, nußbraune ungepuderte Haar fiel in leichten Wellenlinien, nur von einem schwarzen Seidenband gehalten, auf die Schultern. Der jüngere war mit einem schwarzen langen seidenen Talar, unter welchem die violetten Strümpfe hervorsahen, bekleidet. Mit Vergnügen schienen sie dem regen Leben zuzusehen, welches sich da unten auf dem Wasser im milden Morgenhauche entfaltete. Die schwarzen Gondeln glitten da, von einem einzigen Ruder regiert, auf und nieder mit einer Schnelligkeit und Behendigkeit, die wirklich zum Erstaunen war; ein reges, geschäftiges Leben, eine fast fieberhafte Bewegung und Alles ganz still und ge-

räuschlos, nur manchmal von dem Rufe unterbrochen: Premi sciè, wenn der Entgegenkommende links, oder Longo sciè, wenn er rechts ausweichen sollte.

„So müssen sich die Alten die Nachen vorgestellt haben, welche die Gestorbenen zur Unterwelt brachten; wenigstens würden sie mir nicht weniger gespenstig vorkommen, als diese da unten", bemerkte Prinz Clemens.

„Du denkst auch nur immer an die griechischen und römischen Heiden und führst sie als Beispiel und Vergleich an — Du, ein künftiger geistlicher Fürst, schon jetzt doppelter Bischof!" sagte Karl Albrecht lachend, den Arm um die Schultern seines Bruders legend, „Pfäfflein, Pfäfflein", fügte er schalkhaft hinzu, „nimm Dich in Acht, ich sag's in Rom dem Heiligen Vater und dann wirst Du excommunicirt und — mußt eine Frau nehmen."

Clemens August machte zu dem Scherze gute Miene, und meinte, daß man zu der Frau auch

ohne Excommunication kommen könne, daß Papst Innocenz nur deswegen das Cölibat eingeführt, weil er die Rechte nicht gefunden habe, und daß er in seiner Auswahl ganz guten Geschmack zeigen werde, wenn er nur erst geistlicher Fürst sein würde. Diese Bemerkungen waren von dem jungen geistlichen Herrn zwar etwas frivol, aber sie waren der Zeit gemäß.

„Weißt noch, Clemens“, nahm der Bruder die Scherzrede wieder auf, „wie ich Dich in jüngeren Jahren oft vexirt habe, wenn Du stolz und eitel auf Deine schönen, hellen Locken warst? Wirst doch tonsirt, mußt doch geistlich werden, höhnte ich, alle werden sie Dir abgeschnitten bis auf Stumpf und Stiel, wirst Clemens August der Kahle, und dann bist Du immer hochroth vor Zorn geworden und hast einmal den blanken Degen nach mir geworfen, und nun“ — bei diesen Worten fuhr er dem Bruder über den Kopf, auf dessen Mitte die kleine runde Platte ausgeschnitten war — „nun ist es doch so gekommen. Hast

Recht, um einen Kurhut kann man schon ein Bündel Locken fallen sehen."

„Das könnt' ich nicht sagen", versetzte Clemens August, „Du warst halt von Klein auf von uns Allen der ehrgeizigste."

Diese Aeußerung wurde durch ein Aufblitzen in des Bruders dunklem Auge bestätigt, dann faßte dieser mit beiden Händen den Bruder an den zarten, sanft gerötheten Wangen, und sagte, ihm tief in das Auge schauend, ernst und vielbedeutend:

„Dafür, Clemens, können wir nicht; der Ehrgeiz liegt einmal im Blut des Hauses Baiern."

Die Brüder schwiegen. Einer wie der Andere schien die Wahrheit dieses Wortes bestätigen und traurigen Erinnerungen ihr Recht geben zu müssen, denn aus Beider Augen quollen dicke Thränen und jeder versuchte es, dieselben vor dem Andern zu verbergen. Clemens beugte sich über die Brüstung des Pergolo und deutete den Canal hinab auf ein unscheinbares, schmutzig gelbes Haus,

das zwischen zwei hohen, prächtigen Palästen stand und sich da gar traurig ausnahm.

„Kennst Du das Haus, Carli?" fragte Clemens mit seiner jugendlich wohlklingenden Stimme den noch immer in sinnendes Schweigen versunkenen Bruder; dieser schüttelte den Kopf.

„Dort hat unsere Frau Mutter während der Unglückszeit in Verbannung, Kummer, Angst und Sorge wohnen müssen, und der geringste venetianische Edelmann hat stolz auf eine Kurfürstin herabgesehen."

Karl Albrecht verhüllte mit der einen Hand seine Augen, und machte mit der andern eine abwehrende Bewegung.

„Nu, nu, Carli, es ist ja jetzt Alles vorüber."

„Aber nicht vergessen!" rief der Aeltere feurig und energisch aus.

„Ich gehe sonst jeden Tag hin", fuhr der junge Bischof fort, „um mich an die Zeit zu erinnern und den Ort zu sehen, wo unsere Frau Mutter so viel um uns geweint hat, und wenn

ein Altar in dem Hause wäre, so würde ich dort meine Messe lesen, denn das Haus, wo meine Mutter geweint hat, ist für mich eine Santa Casa."

„Es ist noch nicht vergessen!" rief Karl Albrecht zum zweitenmal mit derselben feurigen Art.

Clemens August, der jedenfalls die reizbare Empfindung seines Bruders in diesem Punkte kannte, suchte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen. Er sprach von der wunderbaren Frühlingsluft, von dem Genusse, der hier in jedem Athemzuge liege, wobei zu bedenken, daß man erst im Februar, in einer Zeit, wo sie heute zu München gewiß noch im Sammtpelz einhergingen, vielleicht gar in solenner Hofschlittenfahrt nach Nymphenburg oder Schleisheim führen, und hier umgebe sie von allen Seiten der wonnigste Frühling, und die Veilchen blühten hier schon in den Giardini Pubblici, während zu Hause im Prinzessinnengärtchen an den „Schneeglöckerln" kaum ein „Köpferl" zu sehen sei.

„Nun aber, Carli“, so schloß er, „jetzt hätten wir uns zu Venedig genugsam erlustirt, nun könnten wir auch ans Aufbrechen denken.“

„Wie so? Warum? Was meinst Du damit, Clemens?“ fragte der Aeltere plötzlich sehr schnell und angelegentlich.

„Nun, Du hast ehegestern ja selbst gesagt, daß wir nun bald daran denken müßten, der hohen Signoria unsere Abschiedsvisite zu geben und nach Rom aufzubrechen.“

„Habe ich das wirklich gesagt, Clemens?“

„Ja freilich, oder Du willst Dich nur verstellen, Carli, und mich ein wenig zum Narren haben, wie das Deine Gewohnheit und Lust von klein auf gewesen, und wie ich mir das habe immer gefallen lassen. Wie verlassen und freudlos wäre unsere Jugend gewesen, wenn wir nicht wie gute Vaterskinder treu zu einander gehalten hätten. Bei mir aber ist es Ernst — ich bin Würdenträger der Kirche, ich muß zur Osterzeit zu Rom

sein, wenn ich nicht das Mißfallen des Heiligen Vaters auf mich laden will."

„Clemens, dann wirst Du wohl ohne mich abreisen müssen."

„Wie, Carli? Du wolltest nicht nach Rom? Im Vatican erwartet man uns Beide."

„O ja", erwiederte Carli besänftigend, „aber jetzt nur noch nicht. Ich weiß selbst nicht, aber es gefällt mir einmal zu Venedig so sehr, daß ich wohl noch einige Zeit hier verweilen möchte."

Dem jugendlichen Priester schien dieser neue Entschluß seines Bruders Gegenstand zum Nachdenken zu sein, er sprach eine ganze Weile nicht, dann richtete er von neuem das Wort an den Kurprinzen:

„Also willst Du wirklich hier bleiben, Carli? Es thäte mir sehr leid, wenn ich ohne Dich in Rom einziehen müßte; ich habe mich so sehr gefreut, gerade mit Dir zum erstenmale die Wunder der Heiligen Stadt zu schauen."

„Laß es Dir nicht leid sein, Herz", versetzte der Angeredete, und fügte seiner Rede einen warmen Händedruck bei. „Ich werde Dich nicht lange dort allein lassen — ich darf auch nicht, sonst verfinstern sie mir dort Dein helles, frohes Gemüth. Nur eine Weile werden wir getrennt sein, Pfäfflein."

„Aber —" wollte Clemens schüchtern einwenden.

„Still!" befahl im Scherze Carli; „Du mußt mir gehorchen. Ich bin der Kurprinz und lade Dich jetzt zum Frühstück. Das ist Euch doch weit das Angenehmste zu hören."

Damit nahm er den Arm des Bruders und führte denselben in das anstoßende Gemach.

Dasselbe war ein großer Saal, ein Gemisch von Renaissance-Motiven und dem sich bereits überall breitmachenden französischen Rococco. Zur Renaissance gehörte die schöne Täfelung von Eichenholz, die bis zur Hälfte der Wand reichte, dort in kunstreichem Laubwerke, in Hermen, kleinen

Obelisken und Medaillons mit Thier- und Menschenmasken endigte und von da an bis zu dem in gothisch-maurischem Style mit Farben und Gold ausgelegten Plafond einer Teppichtapete Platz machte, auf welcher eine der Seeschlachten der Republik gegen die Ungläubigen eingewirkt war. Ferner gehörte dazu das hohe breite Fenster mit den gemalten Scheiben, die einzeln unter den übrigen weißen eingefügt waren. Diese gemalten Scheiben zeigten das Wappen der Besitzer des Palastes und ihrer weitverbreiteten Verwandtschaft und gehörten dem letzten Stadium der mittelalterlichen Glasmalerei an, die von dem Momente an in Verfall gerieth, wo sie aufhörte, dem religiösen Bedürfnisse zu dienen, und anfing, eine Profankunst zu werden. Von dem neuen Geschmacke, der auch in diese alten Wartburgen des unerschütterlich Bestehenden einbrach, zeugten die vergoldeten, mit seladongrünem Damast bezogenen Möbel, der krystallene Kronleuchter und die chinesischen und japanesischen Lacktische, Schatullen, Vasen

und Pagoden. Von allerneuestem Geschmacke jedoch war das Frühstück, welches auf einem runden, in der Mitte des Gemaches befindlichen Tische servirt war. Die silbernen Schüsseln und Teller trugen das kurbaierische Wappen, und das ganze Service war eigens zu dieser italienischen Reise angeschafft worden. In den Krystallflaschen blinkte der Cyperwein und Capo d'Istria; es war der beste, der in Venedig zu haben war, nämlich aus den Klöstern beschafft, welche damals einen bedeutenden Weinhandel betrieben. Außerdem machten Blumen und Früchte den übrigen Schmuck dieses reichbesetzten Frühstücktisches aus.

Hinter den hochlehnigen Sesseln standen, als die Prinzen eintraten, zwei junge Leute in vollständigem Gallaanzuge mit dem Degen und dem Federhut unter dem Arme. Der erste, auf den der Kurprinz zuging und welchem er die Hand reichte, war der Graf Johann Max Preysing, aus einer der vornehmsten und ältesten kurbaierischen Familien.

Der Andere, welchen Karl Albrecht wie sein Bruder nur mit einem leichten Kopfnicken begrüßte, war der Graf Hieronymus Spreti, aus einer adeligen Familie in Ravenna stammend. Dieselbe, und mit ihr viele andere jetzt noch blühende baierische Adelsgeschlechter, war mit der Großmutter des Kurprinzen, der schönen und geistreichen Adelheid von Savoyen, nach Baiern gekommen und dort geblieben.

Graf Max Preyssing war etwa um zehn Jahre älter als der Kurprinz, von etwas massigem Aeußern und mit einem frischen, rothen Gesichte, dem jedoch der Ausdruck der Gutmüthigkeit und auch des Verstandes nicht fehlte. Er war vom Kurfürsten dem jüngeren Kurprinzen als Cavalier beigegeben, und in ihm erkennen wir dessen Begleiter von gestern wieder.

Spreti war mit dem Kurprinzen ungefähr in gleichem Alter; trotz seiner Jugend machte sich bei ihm bereits ein leiser Ansatz zur Wohlbeleibtheit bemerkbar; er hatte darum und wegen seiner

ausgesprochenen Neigung zum Wohlleben von den beiden Prinzen Manches auszustehen.

Man setzte sich und die Lakaien begannen die Speisen aufzutragen. Sämmtliche Diener in blauer, mit silbernen Borden reich besetzter Livree standen unter dem Commando eines Heiduken in rother goldchamarirter Livree, der von einer Höhe war, daß König Friedrich Wilhelm I. in Preußen es sich um ihn Tausende hätte kosten lassen. Preußische Werber hatten ihn auch schon im Netze gehabt, ihn betrunken gemacht und ihm das Handgeld gegeben; es war in der Nähe von Donauwörth. Als der Riese wieder nüchtern geworden war und man ihm sagte, wofür er das Handgeld erhalten und worum es sich jetzt handle, legte er auch eine so riesenhafte Kraft an den Tag, daß er die drei Werber bezwang, sich zu seiner Rettung in die Donau stürzte und so glücklich das andere Ufer erreichte. Dieser Handstreich war die Heldenthat seines Lebens, und wenn die Herrschaften bei guter Tafellaune waren, so mußte „der Loisl“,

eine Namensabkürzung von Aloisius, die Geschichte seines Kampfes und Sieges gegen die drei preußischen „Deutschreder“ erzählen.

Man machte damals in Baiern diesen Unterschied zwischen Baierisch- und Deutschsprechen, und wer letztere schlechte Angewöhnung hatte, gegen den wurde man mißtrauisch oder grob.

„Nun Loisl“, richtete der Kurprinz das Wort an den Riesenheiduken, „was ist denn heute mit Dir. Du siehst ja gar so traurig drein, als ob Dir Einer das Brod genommen hätte.“

Der Angeredete seufzte tief auf.

„Nun so sag' doch“, fuhr, ungeduldig werdend, der Kurprinz fort. „Hat Dir etwa die Crescenz die Treue aufgesagt?“

„Wenn es nur das wär', kurprinzliche Gnaden“, erwiederte der Riese mit dünner, fast weinerlicher Stimme, „die Crescenz ist mir noch treu und gut, vom Anger ist sie jetzt auf das Rochusbergl gezogen, zu München ist es sehr kalt, aber in ihrem Herzen ist ein warm Nest für

mich, schreibt's — mir ist aber etwas ganz Anderes —"

Dies sagend, brach der lange Mensch in ein lamentables Heulen aus, dem nur die befehlende Stimme des hohen Fragers auf einige Augenblicke Einhalt thun konnte.

„Jetzt sagst Du's! Was ist Dir?"

„Nun denn, kurprinzliche Gnaden, wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt, heut' wird zu München in der Au das erste Salvatorbier ausgeschänkt, und ich, der ich dabei niemals gefehlt hab', muß hier zu Venedig sein, und das Herzleid darüber möcht' mir schier das Herz abstoßen."

Das Heulen wiederholte sich, nur diesmal untermischt von dem schallenden Gelächter der Tischgesellschaft.

„Wahrhaftig, ich kann's dem Loisl nicht verdenken", ließ sich die etwas rauhe Stimme Preysing's vernehmen, „ich gäb' all den Cyper um einen frischen Trunk aus dem Hofbräu-Amt."

„Und kochen können sie hier gar nicht", fiel

Graf Spreti ein. „Was hat man bei uns zu Hause für verschiedentliche und angenehme Fastenspeisen, und hier — es ist ein Jammer — können sie gar nichts der Art machen. Da verstehe ja ich es besser.“

„Beim heiligen Cajetan, es gilt, Hieronymi“, rief der Kurprinz aus. „Wenn ich Kurfürst bin, sollst Du mein Ober-Küchenmeister werden.“

„Dazu hat ihn Mutter Natur von Uranfang bestimmt. Er hat die vollkommensten Eßwerkzeuge, die ein Mensch haben kann“, bemerkte mit leichtem Lächeln Clemens August.

„Allerdings sollen kurprinzliche Gnaden dann besser gespeist werden als hier“, versetzte eifrig der junge Graf, indem er den Rest eines Fisches verächtlich auf die Gabel hob. „Wie heißt man das Ding hier zu Lande?“

„Ca—Capp—Capparozzolo“, ergänzte Prinz Clemens. „Diese Art Fische ist auch nur in der Nähe des Golfes von Venedig zu finden, nirgends anders“, belehrte er in feiner und verbindlicher Weise.

„Zu deutsch heißt man sie Renken“, erwiederte Spreti, der sich auf seine deutsche Art etwas zu gute that, „und was hier eine Delicatesse, das ist zu Hause um den Starnberger See eine ganz gewöhnliche Fastenkost. Ach, morgen ist schon wieder Fasttag“, seufzte der künftige Ober-Küchenmeister. „Ich habe meine guten Eingebungen und Gedanken nur, wenn ich bei Tische sitze.“

„Dann allerdings könnte man Dich für den mäßigsten aller Menschen halten“, warf der Kurprinz dazwischen.

Die Uebrigen lachten, und Spreti aß weiter und that, als ob er die beißende Bemerkung nicht gehört hätte.

„Wie wäre es“, wendete sich Clemens an seinen Bruder in halb ernstem, halb scherzendem Tone, „wenn Euer kurprinzliche Gnaden sich zu erheben geruhen wollten; ich will noch einmal die Marcus-Bibliothek besuchen und dann Sr. Eminenz dem Patriarchen von Venedig die Visite geben.“

Der Kurprinz erfüllte den Wunsch des Bruders und hob die Tafel auf. Clemens August zog sich zurück, und die Uebrigen begaben sich in die offene Halle, um an dem aufgestellten vergoldeten Spieltische eine Partie à la passe zu machen.

Voraus überlegte man, wie man den Abend zubringen sollte, ob in der Redoute oder in der Oper, wo eben die Cuzzoni, die Nebenbuhlerin der Faustina Bordoni, und der Tenor Carestini sehr im Schwunge waren. Der Kurprinz erklärte sich gegen die Oper, deren Besuch ihm durch eine nationale Unsitte verleidet werde, indem die Nobili das Recht haben, aus ihren Logen auf die Köpfe der Leute im Parterre die Apfelsinenschalen zu werfen oder gar zu spucken. Dann spottete der Kurprinz über die Albernheit, daß den Textbüchern, welche man am Eingange bekommt, die Verwahrung vorgedruckt ist, daß die in der Oper vorkommenden Ausdrücke, wie Idolo, Numi, Fato, Fortuna, nur poetische Floskeln seien und ein guter Katholik daran keinen Anstoß nehmen möge.

„Für die Oper entscheide ich mich nicht“, resolvirte Karl Albrecht; „ich liebe überdies die italienische Manier zu singen nicht sehr, mehr die französische, die ist lebendiger und natürlicher.“

Beim Spiele ging es sehr lebhaft her. Graf Spreti war, wie alle Italiener, etwas sparsamer Natur; er gewann am liebsten, aber verlor nur sehr ungern und schlug im letzteren Falle gewöhnlich ein Lamento auf, das den Kurprinzen sehr belustigte. Dieser stieß auch jetzt seinen Spezi, den Grafen Max Preyssing, an und raunte ihm zu:

„Schau, Maxl, daß Du ihm etwas abgewinnst; ich möchte gar zu gern, daß er wieder in Desperation kommt. Mache mir den Spaß!“

Aber Maxl konnte seinem fürstlichen Freunde nicht den Gefallen thun. Von unten dröhnten Schläge an die verschlossene Pforte des Hauses, das Zeichen, daß Besuch sich anmelden ließ.

Graf Preyssing erhob sich nach einer stummen Verbeugung gegen den Kurprinzen und ging nach dem Balcon, um zu sehen, wer im Anzuge wäre.

Unten auf dem Canale, dicht vor den Stufen des Palastes hielt eine Gondel, aber keine von den gewöhnlichen schwarzen, sondern eine, welche mit Farben, Gold und Schnitzereien reich verziert war, und wie die fremden bei der Signoria von Venedig beglaubigten Gesandten sich deren zu bedienen die Erlaubniß hatten. Die Einheimischen durften bekanntlich nur schwarze in Gebrauch haben.

Vorn am Steuer wehte eine schwarz und gelbe Fahne, und ein Läufer in gleichfarbiger Livree hatte mit seinem Stabe an die Thür gepocht und wartete, daß man ihm öffne.

„Der kaiserliche Gesandte“, berichtete Preyssing dem Kurprinzen; dieser schien jedoch von der Meldung nicht sehr entzückt zu sein.

„Immer kommt er, wenn ich am wenigsten dazu aufgelegt bin, ihn zu empfangen“, sagte Karl Albrecht ärgerlich.

„Das ist das Privilegium der Gesandten“, bemerkte der Meldende. „Und doch müssen sie

angenommen werden; darin haben sie ihre Genugthuung."

„Nun meinetwegen!" rief der Kurprinz, warf die Karten etwas unsanft auf den Tisch und gab, während er schnell Toilette machen wollte, dem Grafen Preyssing den Befehl, den Gesandten unten an der Treppe zu empfangen und in den Empfangssaal zu geleiten.

„Se. kurprinzliche Gnaden freuen sich ungemein, den Gesandten Sr. römisch kaiserlichen Majestät empfangen zu können, und lassen Euer Excellenz geziemend ersuchen, einige Augenblicke verziehen zu wollen. Der Kurprinz werden sogleich erscheinen."

Das war die Anrede Preyssing's an ein kleines, zierliches, etwa sechzig Jahre altes Männchen, welches trotz dieser Jahre sehr behend und frisch aus der Gondel gestiegen war und nun mit dem Grafen zur Linken die Treppe hinaufschritt.

Ein Gesandter Sr. römisch kaiserlichen Majestät war kein geringes Ding, so unscheinbar der

Mann von Person auch erschien; er und der spanische spielten an den auswärtigen Höfen die größte Rolle. Der Eine oder der Andere hatte überall den Vortritt, und an gravitätischem Aplomb kam ihnen keiner gleich, bis denn eines schönen Tages die gewandte und leichte Art der Franzosen diesen Beiden den Vortritt abgewann und der energischen und erhitzten Protestation derselben die kecke französische Phrase entgegenwarf: Wir sind jetzt die große Nation — wir haben das europäische Uebergewicht. Kriege hat es wegen dieser vermeintlichen ungebührlichen Anmaßung in Fülle gegeben, am Rhein und in Baiern, in Flandern, Spanien und Italien, und die Weltgeschichte wäre unter Ludwig XIV. auf eine Etikette-Frage zurückzuführen und eine Ironie zu nennen, wenn eben nicht in der scheinbar leeren Hülle der Etikette sich auch ein tieferer Inhalt verbergen könnte.

Der kaiserliche Abgesandte sah, wie bemerkt, äußerlich gar nicht sehr gebietend aus. Er trug einen Rock ohne alle Goldstickerei, nur von dunkel-

braunem Sammt, der mit rothem Atlas gefüttert war, dazu eine lange Weste aus Goldstück. Auf dem Haupte thronte die Signatur der Zeit, die in majestätischen Locken niederwallende Perrücke. Die einzige Auszeichnung waren die Brillantenknöpfe, welche er vorne an seinem Rocke hatte, und das in Diamanten gefaßte Medaillonbild seines Kaisers, welches er um den Hals an einer goldenen Kette trug. Einen kaiserlichen Gesandten darf man jedoch nicht warten lassen.

Der Kurprinz empfing den Gesandten stehend, mit dem Hut auf dem Kopfe; nur bei der ersten Begrüßung Sr. Excellenz und bei Nennung des kaiserlichen Namens lüftete er denselben.

„Was bringen mir Euer Excellenz?" wendete sich Karl Albrecht mit etwas anticeremoniellem Tone und sogar mit einem Anfluge von Laune an ihn.

„Etwas sehr Wichtiges und auch, wie ich mir schmeicheln zu können glaube, etwas sehr Holdseliges."

Dem Kurprinzen entfuhr ein Ausruf der Ueberraschung; daß ein Gesandter etwas sehr Wichtiges bringen könne, das wußte er, aber das Holdselige war ihm neu.

„Ich kenne nur Ein Ding, auf das sich das Wort anwenden läßt", fuhr Karl Albrecht in geweckter Laune und der ihm leichten Umgangsform fort, „und das ist eine Dame."

Jetzt war die Reihe des Erstaunens oder Verblüfftseins an dem Gesandten.

Wie? Sollte der Prinz schon darauf vorbereitet sein oder wenigstens eine Ahnung haben? dachte er bei sich. „Se. kaiserliche Majestät haben mich mit dem höchst wichtigen und sehr anmuthigen Auftrag beehrt, mich nach Höchstdero körperlichen Befinden zu erkundigen."

Damit glaubte der Diplomat jeder Ahnung und Voraussetzung über den Inhalt seiner Mission begegnet zu sein.

Wie der Gesandte in diesem Momente, so sind wir Alle, nämlich eitel von Natur aus.

Wenn wir mit einem Auftrage oder einer Nachricht, von der wir voraussetzen zu dürfen glauben, daß der Andere keine Ahnung davon hat, bei diesem einfallen und er mit derselben Neuigkeit, mit welcher wir ihn zu überraschen glaubten, uns entgegentritt, dann sind wir unangenehm überrascht, der Enttäuschung folgt die Verstimmung und dieser nicht sehr selten der Verdruß im kleinen wie im großen Leben.

Der Gesandte jedoch blieb nur bei der Ueberraschung stehen; nach einigen Kreuz- und Quer-Redensarten, aus denen er die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kurprinz doch noch keine Ahnung von der Art seiner Mission habe, langte er dann bei dem Gegenstande an, indem er sagte:

„Se. kaiserliche Majestät haben mich mit dem Auftrag beglückt, Euer kurfürstlichen Gnaden das Portrait Allerhöchstihrer kaiserlichen Nichte Amalie, Tochter des Kaisers Josephi I. allerseligst verstorbener römisch kaiserlicher Majestät, hiermit allerunterthänigst zu überreichen.“

Gemeldetes Portrait befand sich in einem mit gelbem Sammt überzogenen Etui, welches das kaiserliche Wappen trug, und wurde nun vom Gesandten an den Kurprinzen ausgeliefert. Letzterer öffnete es und warf einen Blick auf das Miniaturbild, welches von einem goldenen, mit Edelsteinen verzierten Rahmen umgeben war. Jedenfalls schien die Umrahmung heller zu glänzen, als die Schönheit des Gegenstandes. Der Blick des jungen Herrn ruhte sehr kalt und gleichgültig darauf, und eben so frostig rief er, um nur etwas zu sagen: „Admirable!"

Der Gesandte war von diesem Admirable sehr befriedigt und nahm gebührendermaßen den Dank des Kurprinzen entgegen. Letzterer fügte diesem noch die Erklärung zu, daß er dem Kaiser selbst noch schreiben würde. Sehr geschickt wußte dann der Diplomat das Gespräch auf die Amusements von Venedig zu lenken und scheinbar nur so bei Gelegenheit zu erforschen, ob kurprinzliche Gnaden wohl noch mehrere italienische Höfe besuchen würden.

„Ich habe große Lust, nach Turin an den Hof des Herzogs von Savoyen zu gehen", äußerte der Kurprinz, nachdem er jetzt wohl merkte, wo der Gesandte hinauswollte. „Es sind mehrere junge schöne Prinzessinnen dort; die will ich mir ansehen."

„O ja, jung und sehr hübsch!" bestätigte der Gesandte. Er war von der Eröffnung des Kurprinzen nicht sehr angenehm überrascht, hütete sich aber sehr wohl, seine wahrhafte Empfindung zu decouvriren. „Vielleicht könnte dann auch bald die Frage gelöst werden", fügte er mit lauerndem Lächeln hinzu, „die von aller Welt aufgeworfene Frage, welche Prinzessin wohl einst das Glück haben werde, Kurfürstin von Baiern zu heißen."

„Da fragt die Welt wirklich mehr als ich selbst", versetzte der Kurprinz. „Ich denke noch gar nicht daran, zu heirathen."

„Sollte es möglich sein? Euer kurprinzliche Gnaden sind doch bereits glücklicherweise zu einem Alter arrivirt —"

„Wo man das Leben in vollen Zügen genießen muß, um für spätere Jahre sich Erinnerungen aufzustapeln, von denen man zehren kann."

„Oder wo, gedachte ich allerunterthänigst zu bemerken, es den meisten Reiz gewähren muß, ein junges Eheglück zu beginnen."

„Theure Excellenz, ich glaube nun einmal nicht an dieses Eheglück, wenigstens in meinem Stande nicht. Glanz und Größe sind schwer damit vereinbar, und darum — bin ich fast so gut wie entschlossen, gar niemals zu heirathen."

Den Lippen des Gesandten entfuhr ein Ausruf des Schreckens; verlegen zupfte er an den Federn seines Hutes; dann erlaubte er sich, anfangs ganz leise, folgende Einwendung zu machen:

„Aber bedenken doch Eure kurprinzliche Gnaden die Erbfolge in Höchstdero Landen."

„Diese ist nicht gefährdet, an Prinzen hat es in Kurbaiern bisher nie gefehlt; ich habe genug Brüder, und am allerwenigsten" — hier ließ er seinen Blick scharf und bedeutsam auf dem Ge-

sandten ruhen — „am allerwenigsten hätte Euer Excellenz oder Euer allergnädigster Herr, der Kaiser, Ursache, eine Erbfolge in den baierischen Landen besonders wünschenswerth zu finden."

Wenn auch der Gesandte sehr gut den Stich fühlte, der in dieser Bemerkung des Kurprinzen lag, so durfte er als gewandter Diplomat dergleichen doch nicht merken lassen; er nahm die beste Partie, die überhaupt zu nehmen war, sich gänzlich naiv und unbefangen zu stellen.

„Ich wüßte nicht, welches andere Interesse mein kaiserlicher Herr an der Erbfolge des Hauses Baiern nehmen könnte, als das, welches seinen Ausdruck nur in den innigsten und heißesten Wünschen für das Grünen und Blühen des erhabenen baierischen Fürstenhauses finden könnte."

Ein sehr zweifelhafter Blick war die Antwort des Kurprinzen, und dieser Blick war so sprechend, daß der Gesandte für einige Augenblicke verstummte. Karl Albrecht schien es für gerathen zu halten, von diesem Thema abzubrechen.

„Haben Sie Paris schon gesehen?“

Eine minutenlange Pause entstand; der Gefragte antwortete nicht, er war durch diese plötzliche unvorbereitete Wendung aus aller Fassung gerathen; wie eine Bombe hatte das Wort „Paris“ bei ihm eingeschlagen.

„Ich werde vielleicht nach meiner italienischen Reise Paris und dem Versailler Hof einen Besuch abstatten.“

Vor den Augen des kaiserlichen Gesandten fing es an zu flimmern und nebelhaft zu werden. Das Einzige, was er hervorbringen konnte, war eine lang gedehnte, halb verwunderte, halb entsetzte fragende Wiederholung:

„Dem Versailler Hof?“

„Ja“, antwortete der Kurprinz. Er schien diese Wirkung erwartet zu haben und sich daran zu weiden. „Der König von Frankreich hat mir eine sehr verbindliche Einladung zugehen lassen.“

„Aber bedenken Euer kurprinzliche Gnaden doch, daß ein solcher Besuch, wenn auch nicht das Miß-

fallen, so doch das Mißtrauen des kaiserlichen Hofes zu Wien erregen müßte."

Eine derartige Einwendung schien der Kurprinz gewünscht und erwartet zu haben.

„Wie können nur Euer Excellenz", brauste der junge Mann auf, „gegen mich eine solche Bemerkung wagen? Bin ich nicht Herr meines Willens und meiner Person? Ist das Kaiserhaus uns zum Vormund gestellt? Oder ist etwa Baiern der Vasall des Kaisers, und wäre der Kurfürst nicht ebenso souverain, als Ihr kaiserlicher Herr, oder hätten wir gegen Seine Allerhöchste Person etwa Verbindlichkeiten? Im Gegentheile, Excellenz; der baierische Kurfürst, mein Herr Vater, war es, der mit seinen blauen Soldaten dem Kaiser aus manchem schlimmen Handel geholfen hat."

Eben wollte der Gesandte, bisher starr und stumm vor Schreck, die Lippen zu einer unterthänigsten mildernden Paraphrase seiner allerdings etwas unvorsichtigen Bemerkung öffnen, als ihm der Kurprinz durch ein Zeichen zu verstehen gab,

daß er entlassen sei — entlassen in vollständiger Ungnade.

Im Vorsaale seufzte er tief auf, wischte sich mit dem Taschentuch die heiße Stirn, und als Graf Preysing wieder eintrat, um ihn bis an den Fuß der Treppe zurückzugeleiten, und, nur um eine Unterhaltung anzuknüpfen, ihn fragte:

„Nun, wie haben Excellenz den Kurprinzen getroffen?“

„O sehr — außerordentlich gnädig.“

„Also ist Euer Excellenz mit dem Resultate der Audienz zufrieden?“

„O über alle Maßen!“

III.

„Maxl“, sagte gegen Abend der Kurprinz zu Preysing, als dieser zur gewöhnlichen Dienststunde bei ihm eintrat, „willst Du etwas Neues wissen?“.

„Ich wüßte nicht, was kurprinzliche Gnaden darunter verstehen könnten.“

„Denke Dir das Allerspaßigste und ich wette, es wird Dir auch dann noch höchst curios vorkommen. Man will mich zu Wien verheirathen.“

Allerdings kam diese Enthüllung dem Günstling sehr überraschend; denn er beantwortete dieselbe mit einem lauten Ausruf der Ueberraschung.

„Und weißt Du mit wem?“

„Kurprinzliche Gnaden spannen meine Neugierde auf das Höchste.“

„Mit einer Erzherzogin.“

„Das wolle der gute Genius Eurer kurprinzlichen Gnaden gnädigst verhüten!“

Es war eine neue Stimme, die sich in das Zwiegespräch mischte, eine jugendliche, helle und heitere Stimme; sie sprach diese Worte im vollendetsten Französisch und gehörte einem jungen Manne, der von den Beiden ungehört und ungesehen in das Gemach getreten war und die letzten Worte des Kurprinzen vernommen hatte. Als dieser ihm zurief: „Ah, willkommen, Graf Belle-Isle!“ verneigte er sich mit heiterem, gewinnendem

Lächeln leicht, graziös und gewandt, erst nach dem Kurprinzen, dann nach dem Grafen Preyssing, dem er außerdem noch die Hand drückte.

„Nun kann ich es nicht ändern, lieber Graf, nun haben Sie einmal ein Staatsgeheimniß erfahren, aber ich bitte Sie, es nicht Ihrem Minister zu verrathen; denn ich möchte nicht, daß man es am Hofe von Versailles erfahre, um den Wiener Hof nicht noch mißtrauischer gegen uns zu machen, als er schon ist.“

„Die Gnade, womit Euer kurprinzliche Gnaden mich beehren, ist dem kaiserlichen Minister schon längst ein Dorn im Auge; er hat darüber schon mannichfache Andeutungen fallen lassen, und wenn es auf ihn ankäme und das Völkerrecht mich, als zur Gesandtschaft Sr. Majestät des Königs von Frankreich gehörig, nicht zur geheiligten Person machte, obwohl ich dieses Epitheton nicht im geringsten verdiene oder beanspruche —“

„Da haben Sie Recht“, schaltete der Kurprinz lachend ein, „Sie sind ein vollständiges Weltkind.“

„So läge ich schon längst viele Klafter tief im Canal Orfano zum großen Delice der stummen und gefräßigen Bewohner desselben. Da aber der König, mein allergnädigster Herr, und der Ruhm seines Ansehens mich so kräftig schützen, selbst bei einer Regierung, wie der Signoria, die sich um ein Menschenleben mehr oder weniger eben keine Scrupel macht, so kann ich leider diesen Kummer nicht vom Herzen des kaiserlichen Gesandten nehmen, und preise mich noch dazu glücklich, mich nach wie vor des gnädigsten Wohlwollens Eurer kurprinzlichen Gnaden versichert halten zu dürfen.“

Das konnte der Graf mit allem Rechte sagen; der Kurprinz liebte seine Gesellschaft und hatte ihm die außergewöhnliche Gunst des Zutritts ertheilt, auch wenn er ungemeldet kam. Daher sein unerwartetes und plötzliches Erscheinen.

Karl Albrecht hatte die Bekanntschaft des Franzosen bei einem der großen Feste gemacht, welche der Doge von Zeit zu Zeit gab. Hier war der

junge Graf Belle-Isle vom französischen Gesandten dem jungen deutschen Fürsten vorgestellt worden, und wo von da ab der Kurprinz erschien, war auch schon der Graf Belle-Isle in der Nähe, gleichsam wie auf einen geheimen Befehl. Sich beliebt zu machen, wenn er nur erst Eingang gefunden hatte, war dem Grafen ein Leichtes. Er war von sehr schmächtiger Gestalt, der gelbe Teint und die etwas abgelebten Züge des Gesichts hatten trotz ihrer Jugend auch schon ihre Vergangenheit, aber die dunklen durchdringenden Augen hatten noch nichts an Schärfe, Lebendigkeit und Leuchtkraft des Blickes eingebüßt. Die nothwendige Ergänzung dieser Physiognomie war der dunkle Bart, der so keck, sicher und eroberungslustig auf der Oberlippe saß, als ob es für ihn kein Hemmniß, keine Unmöglichkeit gäbe und er die Zukunft für seine Domaine ansähe. Mit dem lebhaften Naturell seiner Nation verband der Inhaber dieser Persönlichkeit die feine geistige und gesellschaftliche Bildung seines Standes. Damals trat Alles,

was aus Paris kam, von vornherein mit einem gewissen Vorrecht auf, und der Graf war ein Charakter, der dasselbe nach allen Richtungen hin auszubeuten verstand, jedoch mit der klugen Vorsicht, nirgends durch eine auffallende oder außergewöhnliche Prätension anzustoßen. Er zeigte nie Launen, er war stets bereit, auf die Wünsche und Ideen des Kurprinzen einzugehen, er las die Lafontaine'schen Fabeln, die Lieblingslectüre Karl Albrecht's, mit einer Grazie und Delicatesse vor, daß eine Aebtissin sie ohne Erröthen hätte anhören können; er wußte die neuesten, pikantesten Anekdoten vom Versailler Hofe, er kannte alle Häuser in Venedig und die Gardinen-Geheimnisse derselben, er ging nie in der Vertraulichkeit zu weit, selbst wenn der Kurprinz, wie das zu Zeiten geschah, seiner ausgelassenen Laune die Zügel schießen ließ, und war mit seinen Scherzen zur Hand, wenn die düstere, dunkle Stimmung über das jugendliche Haupt des Fürsten hereinbrach. Wie hätte er da nicht der Günstling des Kurprinzen werden müssen!

„Nun, Graf“, wendete sich der Kurprinz an ihn, „da Sie um die Sache doch einmal wissen, was meinen Sie zu einer Erzherzogin?“

„Ich meine, daß eine Prinzessin des Hauses Bourbon ebensoviel gilt“, versetzte der Gefragte schnell. „O, ich könnte Eurer kurprinzlichen Gnaden eine Prinzessin meines Königshauses nennen, welche zehn Erzherzoginnen aufwiegt, jung, schön, voll Grazie, voll Geist und vortrefflich erzogen — wenn es sich denn einmal um eine Gemahlin handeln muß, was zwar nicht meine Ansicht ist, wenn mir kurprinzliche Gnaden hier überhaupt eine zugestehen wollen“, fügte er mit geschmeidiger Courtoisie hinzu, indem er zugleich seinen scharfen, forschenden Blick einen Moment auf dem Kurprinzen ruhen ließ.

„Von welcher Prinzessin Ihres Hauses sprechen Sie?“ fragte nach einer Pause der Kurprinz.

„Von Francisca Louise, einer Prinzessin vom Stamme des großen Condé.“

„Einer Tochter des Herzogs du Maine und

einer Enkelin der Frau v. Montespan, vergessen Sie zuzusetzen, lieber Graf."

Der Kurprinz sagte dies mehr scherzend als verächtlich, und schnell nahm der kluge Franzose den Faden wieder auf und bemerkte:

„Hatte Ludwig XIV. seinem Dauphin eine baierische Prinzessin gegeben, warum sollte eine französische nicht einmal den Thron des Kurfürstenthums zieren."

So sprach der Franzose, denn er wußte, daß er bei dem jungen Fürsten mit diesen Ansichten ein offenes Ohr fand. Letzterer ging nachdenkend auf und ab und reichte dann plötzlich dem Sprecher die Hand, dieselbe gleichsam zum Zeichen der Zustimmung kräftig schüttelnd. Der Pfeil sitzt, dachte Belle-Isle, nun zu etwas Anderem.

„Und, wie eben bemerkt, was brauchen kurprinzliche Gnaden schon an eine Ehe zu denken! Eine Ehe muß das letzte Stadium im Herzen eines Fürsten sein, eine Ehe darf überhaupt nur einen physiologischen Charakter haben."

Ueberrascht sah der Kurprinz den Sprecher an; letzteres war ihm neu. Von solchen materialistischen Ansichten, wie sie, aus England kommend, in Frankreich Eingang fanden, war noch nichts an den kurbaierischen Hof gedrungen, trotzdem sie in Paris die neueste Gedankenmode waren.

„Das ist in Paris die neueste Ansicht von diesem nothwendigen Uebel“, erläuterte Belle-Isle, indem er der Sache eine komische Wendung zu geben suchte. „Eine Ehe ist dazu, die Erfahrungen des Herzens zur Anwendung zu bringen, und Sie, kurprinzliche Gnaden, sind in einem Alter, wo man erst die Erfahrungen macht, obwohl Sie gestern mit Ihrem Versuche nicht eben sehr glücklich waren.“

Ueberrascht blickte Karl Albrecht den Sprecher an. Um die Wirkung seiner Worte abzuwarten, hatte dieser den Blick seitwärts gewendet.

„Was wollen Sie mit dieser Bemerkung sagen, Graf?“ fragte der Kurprinz, und sein Gesicht war plötzlich wie mit Blut übergossen.

„Monseigneur hatten gestern auf dem Marcusplatze ein kleines Abenteuer?"

Der Prinz stellte sich, als ob er von nichts wüßte.

„Was meinen Sie damit, Graf? Erklären Sie sich deutlicher!"

„Nun denn, weil Monseigneur es mir erlauben. Ein junges Mädchen war so glücklich, die Aufmerksamkeit Eurer kurprinzlichen Gnaden zu erregen."

„Woher wissen Sie das?" fragte schnell Karl Albrecht, aus seiner verdeckten Stellung fallend.

„Monseigneur vergessen, daß Sie in Venedig sind, wo kein Sperling vom Dache fallen kann, ohne daß dieser von den hunderttausend Augen, die hier stets geöffnet sind, gesehen würde."

„Also bekümmert sich die Signoria", sagte mit etwas mühsamem Lachen der Prinz, „auch um die kleinen Privat-Angelegenheiten ihrer Töchter?"

„O, das hat sie stets gethan, und dadurch Königreiche an sich gebracht. Denken Monseigneur nur an Caterina Cornaro. Und als ob das so geheimnißvoll bleiben könnte, wenn Monseigneur — verzeihen Sie — so unvorsichtig sind, in solchem Falle die Farben Ihres Hauses zu tragen."

„Graf, Sie flößen mir Furcht ein. Wie? Sie sind doch keiner von den fürchterlichen Drei, und der Vater des Mädchens hat doch keinen Zettel in den Kopf des ehernen Löwen, den großen Denuncianten-Kasten der Republik, geworfen?"

„Fürchten Monseigneur von dieser Seite nichts; die Republik war von' den Zeiten an, wo sie von ihrer Höhe herabsank, immer sehr servil vor der Macht, und das Haus Baiern steht im Ansehen der Macht. Damit kurprinzliche Gnaden jedoch sehen, daß ich gut unterrichtet bin, erlaube ich mir auch, Ihnen zu sagen, daß Sie dem Mädchen gefolgt sind."

„Ah, das ist ja zu viel!" rief der Kurprinz aus.

„Vielmehr sehr weit — bis zu einer Brücke, wo das Mädchen wie vom Erdboden verschwunden war.“

„Wer ist sie — wer kennt sie — ihr Name — woher können Sie das Alles wissen?“

Diese Fragen folgten rapid in einem Tone und sagten dem schlauen Franzosen nur, was er im Grunde wissen wollte, wie sehr dem Kurprinzen das Mädchen am Herzen lag.

„Um offen zu sein, Monseigneur, erlaube ich mir zu bemerken, daß ein Staat wie Frankreich in einem Staate wie Venedig, wo so viele Interessen zusammentreffen, seine Kundschafter haben muß, Spione jeder Art, in den obersten wie in den niedrigsten Regionen, die Alles und das Geringste berichten, und einer dieser Kundschafter ist eine gewisse Signora Maddalena.“

„Also auch weibliche Kundschafter haben Sie?“

„Das sind die besten. Von Signora Maddalena oder Madame Madeleine, wie sie lieber genannt werden will, wurden Sie beobachtet und

diese folgte Ihnen auch und stattete ihren Bericht ab. Aus der Farbe des Kleides und der Schilderung der Persönlichkeit wurde ich auf Monseigneur hingeleitet und — habe mich nicht getäuscht."

„Und kennt diese Madame Madeleine das Mädchen?" fragte der junge Fürst zitternd vor Erwartung und Erregung.

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube es vermuthen zu können — und wenn nicht, dann findet sie jedenfalls Mittel und Wege, sie kennen zu lernen."

„Ich bitte Sie, Graf, gehen Sie, suchen Sie die Person auf und bringen Sie dieselbe hieher — heute noch. Ich muß sie sprechen."

Belle-Isle erklärte, sein Möglichstes thun zu wollen, nur um Monseigneur gefällig zu sein. Er war auch ohne dieses Motiv dazu entschlossen, weil er wohl einsah, aus dem innern Ergriffensein sowohl als aus der drängenden Hast des Kurprinzen, welche mächtige Handhabe er sich aus dieser Angelegenheit schmieden würde.

Als der Graf sich empfehlen zu müssen erklärte, rief ihn der Fürstenjüngling noch einmal zurück, nahm seine Hand und führte dieselbe nach seinem Herzen.

„Fühlen Sie, wie es hier klopft? Daraus mögen Sie erkennen, welchen Dienst Sie mir zu erweisen im Stande sind, und um Ihnen meine Dankbarkeit zu bethätigen, wüßte ich kein Opfer, das ich Ihnen nicht bringen würde.“

IV.

Einer der vielen malerischen, von Künstlern dargestellten Punkte Venedigs ist der Ponte del Paradiso, eine kleine, schmale, mit den gefährlichen weißen Fliesen belegte Brücke, die sich wie so viele über die Lagune wölbt. Rechts und links derselben hat man die Aussicht auf dunkle, niedrige, bald mehr, bald weniger hervorspringende Häuser, deren Außenseite im Einzelnen nichts sehr Verlockendes hat, während sie im Ganzen ein interessantes, wenn auch groteskes Bild darbieten,

und wäre es auch nur im Gegensatze zu den Prachtbauten, die, einem marmornen Gürtel gleich, sich um den Dogenpalast und die Marcuskirche schlingen.

Eigenthümlich ist es, zu beobachten, wie hier und so auch in den städtischen Republiken Deutschlands, die sich im Laufe der Zeit die Verfassung Venedigs — natürlich mit den nothwendigen, in Land und Sitte wurzelnden Abänderungen — angeeignet haben, wie streng abgegrenzt und abgeschieden die Regierenden von den Regierten lebten, während in den Residenzen der Monarchien das Verhältniß zwischen Herrscher und Volk weit inniger, milder und patriarchalischer war.

In den fürstlichen Residenzen wohnte der Fürst mitten unter seinem Volke; so sehen wir, wie an den prächtigsten Palast sich vertrauensvoll und Schutz suchend die Hütte eines geringen Insassen anlehnen konnte; in den sogenannten Republiken dagegen war Alles, was nicht zur Oligarchie gehörte, von jeder Berührung mit den

Machthabern ausgeschlossen und von den Prachtbauten weit weg in ferne Quartiere verwiesen. Das Volk haßte diese städtischen Machthaber und Tyrannen; der Untergang von Dynastien schuf stets eine treugebliebene Partei, diese städtischen Republiken ließen aber gar nichts zurück, als ihr trauriges Andenken.

Wir sind an der Brücke del Paradiso, in einem der Sestieri — Venedig war in sechs Theile getheilt — wo das Volk wohnt; die Aussicht ist, wie bemerkt, nicht sehr lockend, die Luft muß auch nicht sehr gesund sein; Mauern von allen Seiten, nirgends eine Möglichkeit eines frischen Luftzuges und dazu die abscheulichen Ausdünstungen aus den mit Unrath aller Art bedeckten schwarz-grauen Lagunen. Um die Gesundheitspflege kümmerte sich die Signoria blutwenig; wenn auch mehr Menschen in Venedig sterben, als irgendwo, Menschen kommen immer wieder.

Die Brücke führt, wie ihr Name vielleicht andeuten möchte, keineswegs in ein Paradies,

sondern in eine enge finstere Gasse, die von zwei ansehnlichen, von dem übrigen Wohnungskehricht vortheilhaft abstechenden Gebäuden eröffnet wird. Beide Gebäude verbindet in der Höhe über dem Erdgeschosse eine hölzerne Tafel in Gestalt eines Dreiecks, auf welche eine fromme, mehr andächtige als geschickte Hand eine Madonna auf Goldgrund gemalt hat. Das zur linken Hand, von der Brücke aus, gelegene Haus ist niedriger als das zur rechten Hand; jenes scheint öde und verlassen, dieses dagegen bewohnt und belebt. Das Erdgeschoß hat nur zwei vergitterte Fenster; das eine schaut nach der Lagune, das andere nach dem Gäßchen; im ersten Stocke macht ein altes, breites, dreigetheiltes Fenster in altem venetianischen Styl einen sehr vornehmen Eindruck und erinnert an bessere Zeiten, welche dieses Haus gesehen hatte. Die schön geschwungenen Bogen sind mit grünen Gitterläden geschlossen, und hinter denselben scheint es sehr still zuzugehen; nirgends eine Spur von Leben, kein Laut von Geräusch, Alles

ernst wie die Vergangenheit, während in der zweiten Etage und unmittelbar über diesem Fenster das rege häusliche Leben der Gegenwart sich entfaltet. Vor einem Fenster in derselben Breite, wie das eben besprochene, aber in einfachem Quadrat, ist ein Balcon angebracht, wenn auch nur von Holz; über der Brüstung desselben hängt ein bunter Tiroler Teppich und ein langer Zweig blühenden Geraniums; das Fenster ist von innen mit einem blühend weißen Leinwandvorhang versehen, was in Vergleich zu den übrigen schwarzen und leeren Fensterluken einen außerordentlich angenehmen Eindruck macht, wie unter todten, hohläugigen, leblosen, düsteren Schatten ein Menschenantlitz voll frischen, blühenden, rosigen Lebens.

Zu der Zeit, wo unsere Geschichte vor sich geht, gehörte dieses Haus zur rechten Hand einem Manne, der in Venedig unter dem Namen Maestro Nicolo vielfach bekannt war. Er war als Holzschnitzer sehr gesucht und in seinem Fache ein wirklicher Künstler; denn wenn auch die Blüthezeit

der Holzschnitzerei mit der Periode der Renaissance vorüber war, so hatte sich in Venedig doch so viel Kunstsinn erhalten, daß man selbst die neuen Rococco-Formen von kunstreicher Hand gefertigt haben wollte. So viel Grazie in der Zeichnung, so viel Phantasie in der Erfindung und so viel Geschmack der Anordnung wie Meister Nicolo, besaß kein anderer Meister seines Faches in ganz Venedig. Besonders war er von den geistlichen Herren gesucht. Er hatte die neuen Chorstühle der Kirche des Spitals der Unheilbaren geschnitzt und sich mit dieser Arbeit die allgemeine Bewunderung seiner Leistungen verdient; seitdem wurde er förmlich mit Aufträgen geistlicherseits bestürmt; aber er wies sie alle ab, so vortheilhaft sie auch waren, und war durch nichts zu bewegen, einen ähnlichen Auftrag zu übernehmen. Einst hatte ihn der Primicerio, der weltliche Curator der Marcuskirche, kommen lassen; es handelte sich um Ausbesserung einiger schadhafter Apostelstatuen in der Capelle des Cardinals Zeno; nur er, Meister

Nicolo, könne diese Arbeit unternehmen, er aber weigerte sich diesmal, wie immer.

„Warum habt Ihr aber denn die Chorstühle in dem Hospital der Unheilbaren gemacht?“ fragte der Würdenträger.

„Warum?“ erwiederte Meister Nicolo mit einem blitzenden Blick auf den Frager. „Weil das ein Spital ist, ein Zufluchtsort für Arme und Elende. Darum habe ich es gemacht; wäre es blos eine Eurer Kirchen gewesen, dann wäre es wahrhaftig nicht geschehen.“

„Meister Nicolo“, hatte der Primicerio mit drohend erhobenem Finger geantwortet, „daraus möchte ich jetzt mit Gewißheit schließen, was man hie und da zu hören bekommt, daß Ihr ein Ketzer seid.“

Nicolo hatte nichts entgegnet, aber die Arbeit doch nicht übernommen. Der Meister hatte sein eigenes Wesen, das mit einem knorrigen Stamme zu vergleichen war; es ging tief, sah aber wenig gefällig aus. Auch im Aeußern unterschied er sich

von den übrigen Leuten seines Standes. Die Venetianer sprechen viel, er sprach sehr wenig; sie lieben äußern Tand, er ging stets in demselben schlichten braunen Wamms, zu welchem der weißgraue Bart, der rings um das Kinn ging, gar wohl stand, so daß man in ihm einen jener alten Meister des Mittelalters zu sehen glaubte, die eben, weil sie Künstler waren, sich nicht schämten, Handwerker zu sein. Ein Bart, wie er ihn trug, war in jener glattrasirten Zeit ein Ereigniß, und wenn Bemerkungen darüber laut wurden, so brach man diese mit den Worten ab:

„Laßt ihn — er ist ein Fremder.“

Woher? das wußte Keiner genau zu sagen, oder es hieß „aus dem Reich“; damit verband man in Venedig irgend eine unbestimmte fabelhafte Vorstellung von einem ultima Thule; die aus dem Reich waren für die Einwohner Venedigs das, was die Skythen für die Alten waren, nämlich Barbaren. Seit einem Menschenalter war er schon in der Stadt, hatte sich durch Fleiß ein

Vermögen erworben, ein Weib gewonnen, das er im sechsten Jahre der Ehe durch den Tod wieder verloren hatte, und war seitdem Wittwer geblieben, Vater eines einzigen Kindes, einer Tochter, an der sein ganzes Leben hing.

Das Haus, welches wir beschrieben haben, war sein Eigenthum; er bewohnte dasselbe mit seiner Tochter ganz allein; im Erdgeschosse waren Wirthschaftsräume; im Flur desselben lag das Material seiner Kunst, Linden- und Eichenholz; da standen auch wohl fertige Arbeiten. In die erste Etage führte eine schmale Treppe mit einem gar kunstvoll geschnitzten Geländer, einer alten Arbeit. Daß der Meister auch für Humor empfänglich war, bewies ein auf dem untersten Pfosten dieses Geländers angebrachter geschnitzter Schalksnarr, der den Eintretenden mit freundlichem Grinsen und ehrfurchtsvoll gezogener Schellenkappe empfing. Die erste Etage schien unbewohnt; eine rundbogige, mit schweren eisernen Bändern beschlagene, mit einem großen Schlosse versehene

Thür war der Haupteingang für das ganze Stockwerk. Ueber zwei Treppen lag die eigentliche Wohnung des Meisters, und schon von Außen haben wir gesehen, daß hier eine Frauenhand das waltende Element sei.

Paula war das einzige Pfand, welches Meister Nicolo aus den kurzen Tagen eines warmen, sonnigen Ehelenzes geblieben war. Marietta, sein Weib, war ein Venediger Kind gewesen, und ein Weib, wie sie es dem Manne sein soll, sanft, still, gut, bescheiden, vertrauend. Nicolo pflegte sie seinen Engel zu nennen; diese Anwendung wäre passend gewesen, wenn eben nicht ihr schönster und ein noch höherer Vorzug gewesen wäre, daß sie ein Weib war. Im dritten Jahre der Ehe schaute der Vater zum ersten Male ein paar Kinderaugen an, und sie erschienen ihm heller als die strahlende Junisonne draußen, und weil das am Tage Peters und Pauls geschah, so wollte Marietta, daß das Kind Paula heißen sollte, ein Name, der sonst gar nicht in Venedig gebräuchlich war; aber

jedes Weib tritt, sobald es sich um ihr Kind handelt, aus dem engen und beschränkten Kreise des Herkömmlichen und Gewöhnlichen heraus; sie wird da sogar zur lebenden Poetin, und diese Wahrnehmung war es, die Nicolo in dem ausgesprochenen Willen seiner Frau so sehr überraschte, daß sie ihn nach einer Weile mit freudiger Miene hatte sagen lassen: Ja, Marietta, das Kind soll Paula heißen, Paulus ist auch Name und Sinnbild der Erleuchtung.

Letzteres hatte er mehr für sich gesagt, Marietta hatte es wenigstens nicht gehört, und wenn auch, dann hätte sie es doch nicht verstanden. Ihr Kopf reichte nicht weiter, als bis zum Herzen ihres Mannes.

Paula war das Kind der Liebe ihres einsam im Leben zurückgelassenen Vaters und auch das Kind seiner Sorge. Seine zärtliche Liebe litt es nicht, daß eine fremde Hand sich der Pflege desselben unterzog; neben seinem Arbeitstische standen das Bettchen und die Geräthe des Kindes, und

zwischen diesen beiden Stätten bewegten sich die Interessen des Lebens und Denkens des Vaters. Als Paula anfing heranzuwachsen und sich als selbstständiges Wesen zu geriren, erst da nahm er eine ältere Frau ins Haus, um das Kind zu beaufsichtigen, wenn ihn seine Geschäfte außerhalb desselben hielten, was jetzt bei dem steigenden Ruf seiner Künstlerschaft öfter und länger als früher geschah. Dieser neue Zuwachs in der Haushaltung, welche er früher selbst und ganz allein besorgt hatte, hatte aber nur eine beaufsichtigende Stellung; einen andern Einfluß auf das Kind gestattete er ihr nicht. Alle Handreichungen, die einem Kinde sonst gewöhnlich von einer dienenden Person zu Theil werden, verrichtete er selbst; er wusch, kleidete, brachte Paula selbst zu Bette; er lehrte sie sprechen, beten, denken; sein Kind sollte auch ganz sein Geschöpf sein, und das war der Fehler seiner Erziehung, er erstickte dadurch die Selbstständigkeit, die Macht des Willens, so daß sie sich immer als das Geschöpf eines Andern fühlte, und der Ein-

wirkung, die gerade mächtig auf sie war, sich hingeben mußte. Bis zum zehnten oder elften Jahre kannte Paula von menschlichen Wesen, die in Venedig lebten, und das waren etwa Hunderttausend, nur die alte Aufwärterin und ihren Vater. Eines Tages, es war an ihrem elften Geburtstage, kleidete er sich und das Mädchen festlich an und ließ sich mit seinem Kinde in einer Gondel hinüber nach Murano fahren. Dort ging er mit Paula durch mehrere Straßen der belebten Insel, und machte neben der Kirche der heiligen Engel, die das schöne Altarbild von Pordenone und die Engel von Paolo Veronese besitzt, vor einem alten zweistöckigen Hause Halt, dessen Thüre mit einem in Stein gehauenen Kreuze ausgezeichnet war. Der Bildschnitzer wollte schon den Klopfer rühren; aber zweifelhaft, ob er das Haus betreten sollte, und als ob ihm dieser Entschluß innere Ueberwindung koste, ließ er ihn wieder sinken. Nach einer Weile gewann er es dennoch über sich, trat in ein Gemach des Erdgeschosses und begrüßte

hier einen alten Mann mit schneeweißem Haupthaare und in einem schwarzen Talare, wie ihn die Geistlichen im Hause tragen, der bisher in einem großen Folianten lesend gesessen hatte. Als dieser Nicolo's ansichtig wurde, stand er auf, reichte ihm freundlich die Hand und begrüßte auch Paula mit herzgewinnender Rede. „Das ist mein Kind, hochwürdiger Herr", sagte Nicolo mit bewegter Stimme, Paula dem Priester zuführend; „ich habe es Marietta auf dem Todtenbette schwören müssen, Paula im katholischen Glauben zu erziehen. Hier bringe ich sie Euch, dem würdigsten Priester, den ich kenne; lehrt sie was nöthig ist, Gott und Christum zu erkennen, die Tugend zu lieben, und die Noth und Drangsale des Lebens zu überwinden."

Das war Paula's erstes Schauen in die Welt. Von da ab machte sie mit ihrem Vater den Weg zum Priester in jeder Woche zweimal. Die großen Geschäftsleute von Murano, die durch ihre Handelsverbindungen einen freieren Ausblick in

die Welt hatten, einen Blick, der durch den Hauptgeschäftszweig, durch Glas und Spiegel, die man damals ausschließlich aus Venedig bezog, bedingt war; diese Leute, die sich auch als Cittadini, das heißt, gleich nach den Nobili im Range betrachteten, hatten erkannt, daß der Unterricht, wie er bisher dem weiblichen Geschlechte Venedigs zu Theil wurde, und der sich fast nur auf die äußeren Observanzen des katholischen Bekenntnisses erstreckte, nicht mehr ausreiche, und sich vereinigt, ihre Töchter zu dem wegen seiner Milde und Gelehrsamkeit bekannten und verehrten Priester in Unterricht zu geben. Mit diesen Mädchen, die gesellschaftlich eigentlich weit über ihr standen, wurde Paula unterrichtet, eine Gunst, die Nicolo nur seinen Bekanntschaften unter diesen großen Geschäftsleuten und der Achtung, in welcher er bei ihnen stand, zu danken hatte. Wie gesagt, brachte er seine Tochter dahin, und machte dann seine Geschäftsgänge auf der Insel ab. Die Geschäfte der großen Glasfabriken gingen in das Großartige; sie lieferten

die Spiegelgläser für ganze Schlösser und für ganz Europa — denn das Zeitalter liebte die Selbstbespiegelungen — und zu diesen Spiegeln, wenn man mit denselben Ehre einlegen wollte, konnte nur Meister Nicolo die Rahmen und die entsprechenden Pfeilertische schnitzen. Wenn er dann mit seinen Gängen und Besorgungen fertig war, pflegte er ganz still nach dem kleinen Garten zu gehen, auf den das Unterrichtszimmer hinausging, und hier im Schatten und Schutze einer Jasminlaube auf sein Kind zu warten, und dabei der Weisheit des weisen Priesters zu lauschen, die darum so groß, weil sie so einfach war, und der klugen Fragen und Antworten, die Paula aus der kleinen Schaar der anderen Mädchen heraus an den würdigen Lehrer richtete.

Paula's Vater war zu dem Priester in ein näheres Verhältniß getreten und das hatte sich folgendermaßen ergeben: Eines Tages fand Nicolo in der Jasminlaube den Folianten aufgeschlagen, an welchem er bei seinem ersten Besuche den

Priester lesend gefunden hatte. Er sah nach dem Titelblatte, der Gegenstand des Buches war eine Lebensgeschichte Peter de Bruis. Er las und vertiefte sich so sehr in den Inhalt desselben, daß er gar nicht merkte, wie der Geistliche zu ihm getreten war. Endlich verursachte dieser absichtlich ein Geräusch, so daß Nicolo seine Lectüre unterbrechen mußte.

„Ihr habt hier ein theuerwerthes Buch, ehrwürdiger Herr“, sagte Nicolo. „Ich hatte den Namen dieses Mannes noch nicht gekannt, nun ist er mir recht vertraut geworden und ich habe nicht gewußt, daß es schon vor Luther einen Mann gegeben, welcher die Gedanken der Reformation in sich getragen.“

„Sprecht leiser, Freund“, mahnte der Priester. „Man möchte Euch sonst hören und — vor einem katholischen Priester so etwas auszusprechen — ei, ei, lieber Freund“, hier nahmen die Züge des Priesters einen lächelnden, scherzenden Ausdruck an — „wie möget Ihr solches wagen!“

„Das aufgeschlagene Buch hier und der Umstand, daß Ihr selbst darin leset, läßt mich es wagen", war des Meisters Antwort.

„Was ein Priester liest, ist deswegen noch keinem Laien zu lesen erlaubt, und um den Wirkungen eines Giftes entgegenzuarbeiten, muß man das Gift selbst kennen lernen. Ich will damit sagen, daß ich ja wohl das Buch in diesem Sinne gelesen haben könnte und daß Euer Schluß und Euer Vertrauen voreilig wären. Aber ich will Euch nicht beunruhigen, Meister, und vielleicht bin ich Eures Glaubens und Eurer Ueberzeugung, und je älter man wird, desto mehr enthüllt sich die Lehre unsers Herrn und Meisters von allem menschlichen Zusatze in ihrer Reinheit. In der Jugend hat man als Priester den Eifer und vielleicht auch — den Ehrgeiz; mit dem Alter kommt die Liebe und die Wahrheit, und der Aufblick zu denen, welche diese gepredigt haben, wie dieser Mann hier, der im elften Jahrhundert im Languedoc aufgetreten war.

Selten wohl war ein Mensch so glücklich, wie jetzt Nicolo. Denn, was er so lange gesucht, das hatte er nun gefunden, einen Mann, einen Priester, einen Greis — in Allem einen Freund, mit welchem er in der Sprache seines Herzens reden konnte, und der Abend, den die Beiden in tiefsinnigem Gespräch von göttlichen Dingen zubrachten, gehörte zu den schönsten, die Meister Nicolo in Venedig erlebt hatte.

„Ich muß Euch gestehen, Meister Nicolo, daß ich sehr erfreut war, als ich sah, wie Ihr mir, dem katholischen Priester, Euer Kind zum Unterrichte brachtet, Ihr, von dem ich gewußt, daß Ihr keinen Theil am Glauben unserer Kirche haben wollt.“

„Ich hatte es Marietta auf dem Todtenbette versprochen, und dann hätte ich dennoch mein Kind als Katholikin erziehen lassen, nicht etwa aus Klugheitsrücksichten, nein, sondern aus der Ueberzeugung, daß für das weibliche Gemüth und die Stellung der Frau das katholische Dogma nur das allein entsprechende und zukömmliche ist.“

„Ihr wollt also eine Theilung beider Bekenntnisse nach den Geschlechtern?“ fragte der Priester, der Gefallen an dieser Idee zu finden schien.

„Ja“, versetzte Nicolo, „das ist so einer meiner Gedanken, die mir bei der Arbeit kommen.“

In diesem Sinne waren Vater und Tochter gleicherweise Schüler und Schülerin des edlen Priesters. Bei Paula dauerte dieser Unterricht bis in das vierzehnte Jahr; sie war gerade keine Gelehrte geworden, aber ihr Geist war für alles Wissenswerthe empfänglich gemacht und fähig, die großen Fragen des Lebens zu verstehen.

Von da ab waltete sie auch in dem Hause als Hausfrau; mit dem einsichtigen Blicke in das Wesen der Dinge und Verhältnisse, welche sie umgaben, hatte sich ihr auch ein tiefbegründetes Gefühl der Pflicht eingepflanzt, und in der Ordnung, Reinlichkeit, Sorgsamkeit und Zierde, wodurch sich ihr häusliches Departement von ähnlichen anderen in ihrer Nachbarschaft auszeichnete, kamen weibliche Anlage und bewußte Pflichterfüllung zusammen.

Auf der Stirne des Vaters leuchteten wieder Glück und Freude auf, wie in der besten Zeit seines Lebens, als Marietta noch an seiner Seite war.

Wie schön aber auch Paula geworden war! Wenn Meister Nicolo an Sonn- und Festtagen mit ihr die einsameren Gegenden um die Stadt aufsuchte, so geschah es nur darum, weil das schöne, schlanke, blühende Mädchen mit dem Blicke voll jungfräulicher Unschuld und Tiefe das öffentliche Aufsehen erregte, was einem Manne von dem Charakter Nicolo's eben nicht lieb und vielleicht auch besorgnißerregend war. Paula hatte viel von dem Carneval gehört und von dem bunten, fröhlichen und glänzenden Leben, welches sich um diese Zeit auf dem Marcusplatze entfalten sollte; aber nie war ihr Vater zu bewegen gewesen, sie dahin zu führen. Je mehr er sich unter allerlei Vorwand weigerte, desto reger wurde die Phantasie der Tochter, desto sehnsüchtiger deren Verlangen, den Marcusplatz in dieser tollen Zeit

zu sehen. Von ihren Freundinnen aus Murano hatte sie zudem noch gehört, daß man um diese Zeit sein künftiges Schicksal erfahren könne, und dieser geheimnißvolle Punkt, dessen gebieterischem Einflusse sich keine Frau, selbst die geistes- und charakterstärkste nicht, entziehen kann, gab, als in diesem Jahre der Vater abermals ihrem Verlangen Widerstand entgegensetzte, bei ihr den Ausschlag, den Versuch auf eigene Gefahr und Verantwortung zu wagen und es dann ihrem Vater zu gestehen. An einem Tage, wo Geschäfte Meister Nicolo nach der Terra ferma gerufen, hatte sie denn allein den gefahrvollen Gang unternommen, und wie derselbe ausgefallen, das wissen wir bereits; denn das Mädchen, welches der Kurprinz und sein Begleiter verfolgten, war kein anderes als Paula, des Bildschnitzers am Ponte del Paradiso Tochter.

Sie hatte aber nicht, wie sie sich vorgenommen, ihrem Vater von ihrem Ausfluge und dem Ereignisse, das sich daran knüpfte, erzählt; denn

ein Ereigniß ist es, wenn in das Herz eines Mädchens zum erstenmale die Augen schauen, die diesem Herzen zum Schicksal werden sollen. Da fallen Funken aus diesen Blicken und entfachen eine Lohe, die immer und unaufhörlich brennt, und die nicht Gebet, nicht Grundsätze, die nichts löschen kann, als das Sinken an das Herz des Geliebten und das rückhaltslose Geständniß: Ich liebe Dich!

So weit war Paula aber noch lange nicht; sie war erst im Stadium des Eindringens eines heißen, ungekannten, unsagbaren Gefühles und Abweisung desselben durch die jungfräuliche Entrüstung und die Angst, daß ihr der Bewußte in jedem Momente wieder unter die Augen treten könne. Athemlos hatte sie ihre Wohnung erreicht; ihr ganzes Blut war in Wallung, und als der Vater nach Hause kam, fand er sein Kind, das sonst nur Lust und Unbefangenheit war, verstimmt, unruhig, zerstreut.

„Was ist Dir, meine Tochter?“ fragte er,

als sie auf seine Fragen ganz verkehrte Antworten gab. „Ist Dir nicht wohl?"

Paula stellte letzteres in Abrede; sie wüßte nicht, daß ihr nicht wie gewöhnlich zu Muthe sei; es müsse wohl die schwüle Luft schuld sein.

„Ach was", versetzte Nicolo, „die Luft ist heute besser als jemals in Venedig und auf meinem Gange da schnappte ich förmlich nach den frischen, lauen und balsamischen Luftwellen."

Paula deckte; aber entgegen der ängstlichen Ordnung ihrer sorgsamen Hand, setzte sie heute alle Gegenstände an den unrechten Ort, so daß der Meister anstatt des gefüllten Weinbechers, der ihm gewöhnlich zur Rechten stand, den Becher mit dem für den Fisch bestimmten Essig zu trinken bekam.

„Paula", brauste er auf, was er sonst nie zu thun pflegte, „Kind, bist Du denn heute wie ausgewechselt?"

Worauf die Angeredete, halb in Unmuth über diesen ungewohnten Ton, zur größeren Hälfte in

Unmuth über sich selbst und den Zustand, über den sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte, in lautes Weinen ausbrach.

Langsam stand der Meister dann auf, nahm sein Kind an der Hand, führte es an das Fenster, und ihm hier fest und scharf in die Augen sehend, sagte er mit mildem aber festen Tone:

„Jetzt, Paula, sage mir offen, was Dir ist!"

Die Angeredete schlug die Augen zu Boden und schwieg.

„Hast Du vielleicht etwas gethan", forschte er wieder, „was Dir nicht die Kraft giebt, mir mit offenem Blick in das Auge zu sehen?"

Statt aller Antwort fiel ihm die Tochter um den Hals, ihr erglühendes Antlitz an seinem Herzen verbergend.

Meister Nicolo, dankbar für dieses stumme Zugeständniß, sprach:

„Ich will es nicht wissen, Paula, und ich verzeihe Dir, ohne daß Du mir ein Wort gesagt."

Dann wischte er seinem Kinde die hellen, klaren Thränen von den schwarzen, langen Wimpern und suchte sie mit dem Bemerken zu trösten, daß er überzeugt sei, daß seine liebe und gute Paula nichts Unzukömmliches thun könne und daß allerdings oft über das Menschenherz Stimmungen kämen, die wir selbst nicht verstehen und die von Gott wären.

Darin hatte er allerdings recht; wenn Einer ihm aber gesagt hätte, was hier für Stimmung und Gefühl im Gange sei, so hätte er für Versuchung eines unreinen Geistes erklärt, was doch erst recht Gottes ist.

Die Frucht eines brünstigen Abendgebetes war der Entschluß Paula's, den folgenden Tag hinüber nach Murano zu ihrem greisen Lehrer zu fahren und ihm Alles zu sagen. Als sie des anderen Tages aufgestanden, war auch dieser Entschluß vergessen oder vielmehr aufgegeben. Es war vielleicht eben so gut; denn wer weiß, ob die Weisheit des Alten so tief gewesen wäre, um bis auf

ein Mädchenherz zu reichen, dessen Knospe sich eben entfalten will. Des anderen Morgens war Paula schon ganz anders zu Muthe; mit einem unnennbaren Gefühle, aus dem jede Angst und Unruhe fort war, schob sie die weißen Fenstervorhänge ihrer kleinen Schlafkammer zurück und sog den frischen Morgenhauch ein. Es dünkte ihr, als wäre die Sonne nie so schön aus der Lagune aufgestiegen, als hätten die Gondelführer da unten nie so ausdrucksvoll ihre Morgencanzonetta gesungen, und als vernähme sie ganz neue Worte und Melodien, es war ihr heute ein Morgen aufgegangen, wie sie ihn noch nie erlebt. Sie sah heute Alles mit innerem Auge, und vor diesem breitete sich eine lichte, rosige Unendlichkeit aus, welche das Herz mit einer endlosen Wonne tränkte. Sonst hatte sie beim Oeffnen des Fensters am Morgen ein frisches, fröhliches Liedchen oder so etwas, heute hatte sie nur Gedanken und ein lächelndes, entzücktes Hinsinnen, aus dem sie fast erschrocken auffuhr, vor sich hinsprechend:

„Wie habe ich gestern nur den Muth zu einer so kecken Antwort finden können!“

Die ganze Nacht hatte sie auf dem Marcusplatze zugebracht, das heißt in Träumen. Er, der Unbekannte, ging an ihr vorüber, und sein Kleid blieb an ihrem Mieder hängen und eine häßliche, dürre Stimme sprach an ihrer Seite: „Das ist ein böses Vorzeichen, Paula; das bedeutet, daß man von Einem nicht mehr loskommen kann“; dann aber jubelte rings auf dem Platze die Tanzmusik auf und Alles drehte sich im wirbelnden Kreise herum; sie war auch darunter und hing an seinem Arme, und sein Blick überstrahlte sie und ihr war zu Muthe, als müßte sie sagen: „O, hörte dieser Augenblick nimmer auf, und dann plötzlich war es Nacht — tiefe, bange Nacht, und wie ein Alp legte es sich ihr schwer, angstvoll und trostlos auf die Brust, bis sie denn endlich, tief aufseufzend, erwacht war. Diesen Traum ging sie jetzt in Gedanken durch, nahm sich daraus das Licht mit ihrer Phantasie und

verscheuchte die Schatten mit ihrer Vernunft. Dabei vergegenwärtigte sie sich den ersten Blick und Hauch, und wenn beide und das Gefühl erster athemloser Wonne in der Rückerinnerung entschwinden wollten, so strengte sie ihre Phantasie auf's neue an, um diesen Moment ersten Zusammentreffens mit ihm auf's neue durchzukosten. Es war ihr zu Muthe, als wäre dieser Blick nur eine momentane Offenbarung gewesen und auf immer entschwunden, und doch mußte sie an ihr Herz fassen bei dem Gedanken: Wenn er wiederkehrte! und sich sagen, daß für so viel Glück ihr Herz zu enge sei.

Das ist der Morgen einer ersten Liebe. O, möchte es uns erspart sein, den Abend derselben zu schildern!

Meister Nicolo hatte sich in der Nacht noch mancherlei Gedanken über das sonderbare Gebaren Paula's gemacht; aber als er des Morgens sie so frisch und glückstrahlend in die Wohnstube kommen sah, war alles Bangen und alle Unbe-

haglichkeit von ihm verschwunden, und vor innerer Freude schnitzte er für einen reichgewordenen Advocaten einen Genius der Gerechtigkeit, wie noch nie einer so schön, mit so durchsichtiger Binde und mit so vollen Backen aus seiner Hand hervorgegangen war.

Paula besorgte die Einkäufe für die kleine Wirthschaft selbst, und machte sich zurecht, um auf dem nicht sehr fern gelegenen Markte dieses Geschäft zu besorgen, und dann in der Kirche del Santo Spirito ihre Morgenandacht zu verrichten. Sie that das Tag für Tag, und hatte in dem Gotteshause ihren bestimmten Platz, den sie um diese Stunde stets leer fand. Sie liebte dieses Gotteshaus, weil es in gothischem Styl erbaut war, struttura tedesca, wie man es in Venedig nannte; und weil ihr Vater dieser Kunstart sehr geneigt war, so war das für sie ein Grund mehr, in diesem Gotteshause ihrem frommen Bedürfnisse zu genügen. Als sie in der Kirche anlangte und auf ihrem Platze zum Gebete niederknieen wollte,

bemerkte sie, daß eine weibliche Gestalt ihr folgte und den Platz neben ihr einnahm, was Paula einigermaßen überraschte; denn sie war gewöhnt, um diese Zeit der zweiten Messe die Kirche beinahe leer zu finden. Letztere war eben keine Modekirche, wie die übrigen großen Kirchen Venedigs, sondern nur ein stiller einsamer Ort zu andächtigem Beten. Das Mädchen ließ sich jedoch durch die Anwesenheit einer zweiten Person in demselben Kirchenstuhle und fast dicht neben ihr nicht stören. Nach Beendigung der Messe verließ sie still und geräuschlos den Kirchenstuhl, um an dem Ausgange aus dem Weihbecken noch das Weihwasser zu nehmen, und dann ihren Weg nach Hause fortzusetzen. Eben als sie mit dem geweihten Tropfen ihre Stirne berührte, ließ sich an ihrer Seite eine Stimme vernehmen:

„Ei, ei, Signora, wenn Ihr so — nur mit zwei Fingern das Weihwasser nehmt, werdet Ihr nie einen Mann bekommen.“

Ueberrascht sah sich Paula um, und erkannte,

daß dieselbe Frau, die bisher neben ihr gekniet hatte, aber jedenfalls nicht zum Gebete, wieder dicht an ihrer Seite war. Das Mädchen hatte sie nie gesehen, auch damals auf dem Marcusplatze am Tische des Schwarzmantels nicht, wo wir Gelegenheit hatten, die Bekanntschaft der Dame zu machen; denn Signora Maddalena und die Sprecherin am Weihkessel sind ein und dieselbe Person.

„Um sich einen Segen mit dem Weihwasser zu sichern, das heißt, was man so einen Segen nennt", fuhr das Weib mit zweideutigem, widerlichen Lächeln fort, „dazu muß man das Wasser mit den drei Fingern nehmen; im Dreieck liegt aller Zauber."

Paula war unfähig, darauf eine Antwort zu geben; ihr Antlitz war plötzlich mit einer heißen Röthe übergossen; die Erwähnung eines Mannes hier an diesem Orte und von einer ganz fremden Person war ihr unheimlich, und ihr inneres Bangen rührte zugleich an eine Erinnerung, die sie durch

das Gebet unterdrückt zu haben schien. Endlich aber, und trotz ihrer tief innerlichen Verwirrung, fand sie dennoch das Wort und antwortete mit ernstem und zurückweisenden Tone:

„Ich will keinen Zauber und glaube auch nicht daran; aber des Segens bin ich darum nur um so gewisser.“

Damit trat sie in eine Ecke der Vorhalle zurück, um zu warten, bis sich die Person, die ihr lästig, unheimlich war, entfernt haben würde. Aber Signora Maddalena machte dazu keine Miene; sie war nicht die Person, die sich auf so leichte Weise abschrecken ließ, und hatte in diesem Punkte ihre Erfahrungen.

„Ihr kennt mich nicht, Signoretta“, begann sie von Neuem, und gerade die Abweisung durch die herbe Jungfräulichkeit Paula's spornte sie an. „Ihr kennt mich nicht, sonst würdet Ihr freundlicher zu mir sein. Ich aber kenne Euch schon von Jugend auf, und habe Euch oft gesehen, wenn Ihr mit Eurem Vater nach Murano hinüberfuhrt,

und Euch über den schnellen Lauf der Gondel unmenschlich freutet. Und wer sollte Meister Nicolo in Venedig nicht kennen, den geschickten Mann, dem das schöne Haus am Ponte del Paradiso, in welchem Ihr wirthschaftet, gehört? Ich kenne alle anständigen Leute in Venedig, vornehme und geringe, ich wohne im Sestier von St. Marcus in der Merceria. Im Carneval vermiethe ich Domino's und die übrige Zeit des Jahres verkaufe ich Blumen, Handschuhe und Parfümerien; unter dem Namen Maddalena kennt ganz Venedig meinen Laden, und vornehme Leute nennen mich Madame Madeleine."

Es war ganz natürlich, daß mit dieser zungengewandt vorgetragenen Erklärung auch zugleich ein Theil des Mißtrauens aus des Mädchens Herzen schwand; sie hatte wenigstens eine bestimmte Persönlichkeit vor sich, und von dem Laden der Modehändlerin hatte sie schon gehört, wenn sie auch niemals die vor demselben ausgebreiteten Herrlichkeiten gesehen hatte.

Nun glaubte Nicolo's Tochter die Kirche verlassen zu können; sie konnte aber nicht allein gehen, sondern Madame Madeleine schloß sich ihr als Begleiterin an, weil es für ein junges Mädchen besser sei, in Venedig, namentlich um diese belebte Zeit, mit einer Duenna zu gehen.

„Lange hatte ich Euch nicht gesehen", fuhr die Sprecherin, auf ihr Ziel unverwandt lossteuernd, fort; „aber wie seid Ihr in dieser langen Zeit groß und hübsch geworden, und wie freute ich mich, als ich Euch jüngst auf dem Marcusplatze wiedersah!"

Bei dieser Erwähnung wäre Paula vor Schreck fast das Herz stillgestanden; hastig ergriff sie den Arm ihrer Begleiterin und sagte jäh und fast tonlos:

„Schweigt davon!"

Es ging dem Mädchen in ihrer Unschuld wie so Vielen, die, wenn sie wünschen, nicht gesehen zu werden, auch wirklich glauben, daß alle übrige Welt für sie mit plötzlicher Blindheit geschlagen

wäre. Dieser plötzliche Schreck kam Madame Madeleine sehr erwünscht, das unbefangene Mädchen hatte sich verrathen, und die Begleiterin war mit ihrem in solchen Dingen geübten Blicke über die Situation im Klaren. — „Warum erschreckt Ihr so, liebes Kind? Ist es etwas Unrechtes, wenn ein junges Mädchen um diese Zeit der Maskenfreiheit nach dem Platze aller Freude und Lust geht, um sich wie die Anderen ebenfalls ihr Schicksal vorhersagen zu lassen? Ich finde darin gar nichts Unrechtes.“

„Vielleicht mag es auch so sein“, entgegnete schüchtern das Mädchen, „wenn nur Eines nicht gewesen wäre.“

„Was meint Ihr?“ fragte Madeleine, und ihre Augen ruhten funkelnd und stechend auf ihrem Gegenüber.

„Wenn es eben mit Wissen meines Vaters geschehen wäre, aber so that ich es ohne dieses, und das ist's, was mich so sehr beunruhigt und worüber ich mir Vorwürfe mache.“

Die Begleiterin lachte laut auf, und verblüfft sah sie jetzt Paula aus ihren dunklen, unschuldigen Augen an.

„Was Ihr für ein Mädchen seid. Mädchen! Als ob ein Vater Alles zu wissen brauchte. Nichts — gar nichts braucht er in diesem Departement zu erfahren. So klug auch ein Mann und Vater sonst sein mag, hierin ist er immer störrisch, und wenn es immer auf die Väter ankäme, glaubt mir, dann bekäme ein Mädchen nie einen Mann."

„Immer schon lag mir das Wort auf der Zunge", fuhr Paula fort, „um meinem guten Vater Alles zu sagen, daß ich ohne seinen Willen etwas gethan habe, was er mir stets verweigert hat —"

„Um keinen Preis thut das", fiel Madame Madeleine schnell ein. „Ob Meister Nicolo das weiß oder nicht, so ist es besser, er würde Euch nur Vorwürfe machen —"

„Nein", bemerkte Paula, „das würde er

nicht thun, dazu ist er zu gut und schonend gegen mich."

„Aber sicherlich würde er Euch keinen einzigen Schritt mehr allein ausgehen lassen; Ihr würdet wie eine Gefangene leben müssen und einsam wie die Nonnen von S. Lazzaro. Das wäre doch sehr unbequem", fügte langsamer die Versucherin bei, „und sehr schade, namentlich jetzt —"

Dabei hielt sie inne, um zu beobachten, welchen Eindruck ihre Bemerkung auf das arglose Geschöpf machen würde. Paula hatte den Kopf tief gesenkt und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Jetzt", fuhr Madame Madeleine mit bedeutungsvollem Tone fort, „jetzt, wo sich ein schöner Herr für Euch interessirt."

Aus dem blitzschnell erhobenen Haupte Paula's fuhr es wie leuchtender Zorn auf die Sprecherin, und dieser Blick war ein stummer, aber energischer Protest gegen die Lautbarkeit eines Geheimnisses, das nur ihr allein gehören sollte, und das ihrem Gefühle entweiht schien, wenn es von frem-

den Lippen berührt wurde; Madame Madeleine wußte nicht, wie sie weiter operiren sollte, denn Paula war, den Kopf niedersenkend, im nächsten Momente in Sinnen und Schweigen verloren.

„Er nimmt es für eine günstige Vorbedeutung an“, flüsterte Madeleine der Schweigenden ins Ohr, „daß das Schicksal Euch Beiden so ihr Zusammengehören angedeutet habe, und läßt Euch viele süße Grüße senden.“

Da hob sich Paula's Haupt, und in ihrem tiefen Auge glänzte eine große Thräne.

„Weinen?“ rief die Putzhändlerin aus. „Was fällt Euch ein, jetzt, wo Ihr vor Freude singen und springen solltet! Denn das begegnet nicht jedem Mädchen — ein so schöner und artiger Herr —“

„Ihr kennt ihn, Signora Madeleine?“ flüsterte Paula.

„Gewiß kenne ich ihn und kann nur das Schönste und Beste von ihm sagen. Jede Nobili-Tochter müßte sich eine Ehre daraus machen,

solchen Herrn zum Liebsten zu haben; er könnte auch Damen aus den vornehmsten Palästen haben, und verschiedene haben schon ihre Netze nach ihm ausgeworfen — aber nein — gerade Ihr müßt es sein und Euch will er treu sein."

Die Tochter des Bildschnitzers war so sehr in das Gefühl ihres Glückes versunken, daß keine Frage aus ihrem Herzen aufkam. Und wer wollte auch so im ersten gewaltigen Andrang einer süßen und überwältigenden Empfindung, wie es der erste Liebestraum ist, wer hätte da noch einen Gedanken für Dinge, die außer dem Bereiche des Herzens liegen, als wie hier nach dem Stande, den äußeren Verhältnissen des Geliebten und ferner, wie Madame Madeleine dazu gekommen, die Botin dieser Grüße zu sein, und nach ähnlichen Dingen?

Solche Fragen eines Herzens kommen erst mit der Ueberlegung, diese stellt sich mit einem Zustande der Nüchternheit ein, und wo es so weit ist, da ist der Blüthenstaub der Liebe dahin, und

auf Paula's Seele lag er noch mit seinem ganzen zarten, goldenen Schimmer.

„Er hat nur Einen Gedanken und Eine Sehnsucht: Euch wiederzusehen."

„Nein — nein — nein!" rief abwehrend das Mädchen; aber eben diese plötzliche und stürmische Abweisung sagte der schlauen Unterhändlerin eine Gewährung zu.

„Warum nicht?" forschte sie. „Kostet Euch das so große Ueberwindung oder erwiedert Ihr etwa seine Liebe nicht?"

„Das nicht — das wirklich nicht", versetzte schnell Paula, wie um nicht in den Verdacht eines solchen Gedankens zu kommen — „aber, wenn es mein Vater erführe —"

„Laßt doch ein- für allemal Euren Vater aus dem Spiele. Euer Herz habt Ihr für Euch, und dahinein hat kein Vater, überhaupt kein Anderer etwas zu reden, als eben der, dem es gehört, und es gehört doch ihm?"

Damit senkte die Versucherin den Kopf und

sah dem Mädchen von unten auf blinzelnd in die Augen, wobei sie zu gleicher Zeit die knöcherne, mit Ringen wie gespickte Hand in die Herzgegend Paula's legte und nach einer Pause, während deren sie sich stellte, als ob sie die Herzschläge sorgfältig beobachtete, in dem Tone der Entscheidung sagte:

„Ja, es gehört ihm.“

„Aber Signora —“

„Sprecht nicht weiter, ich weiß, es gehört ihm; das verstehe ich besser als Ihr.“

Paula hatte gegen ein verabredetes Zusammentreffen mit dem Geliebten noch vielerlei Einwendungen; aber sie halfen ihr nichts, sie wurden sämmtlich mit den plausibelsten Scheingründen von der geübten Zunge der Unterhändlerin aus dem Felde geschlagen, selbst die beiden letzten.

„Wie kann ich aber wegkommen, ohne daß mein Vater es bemerkt?“

„Das müßt Ihr am besten wissen, und ob Ihr die echte Liebe habt, das könnt Ihr eben

daraus erkennen, ob sie Euch ein Mittel finden läßt."

„Und allein mit einem Manne — das kann ich nicht — das widerstrebt mir, und wenn auch das nicht — so hätte ich doch Furcht."

„Wenn ich dabei bin?" sagte mit schlauem Lächeln und in fragendem Tone Madame Madeleine. „Was macht Ihr Euch denn von mir für einen Begriff? Macht doch länger keine Umstände, Närrchen. — Wenn Ihr eine Gelegenheit gefunden zu haben glaubt, so laßt mich's einige Stunden zuvor durch ein Briefchen wissen. In der Merceria habe ich meinen Laden — vergeßt das nicht und — hört Ihr — baldigst ein Briefchen."

Sie waren in dem Gespräche an den Canal grande gekommen, wo sich Paula übersetzen lassen mußte, während die verschmitzte Unterhändlerin im Sestier Dorsoduro noch mehrere Geschäfte zu haben schien. In Blick und Ton, als sie sich von Paula verabschiedete, lag die Ueberzeugung: Nächstens werde ich von ihr das Briefchen haben.

Die Gelegenheit sollte sich bald geben, oder vielmehr die Liebe fand dieselbe sehr schnell heraus. Am nächsten Morgen theilte Nicolo seiner Tochter mit, daß er des Nachmittags nach dem Deutschen Hause gehen müsse, um daselbst eine Arbeit mit den Baumeistern zu berathen und zu übernehmen. Dieses Deutsche Haus, il Fondaco dei Tedeschi, am Canal grande gelegen, stammte noch aus den Zeiten, wo der Handelsweg nach dem Oriente aus Deutschland allein über Venedig ging, und war halb Bazar und halb Gasthaus, die Niederlage für alle Waaren, welche aus Deutschland kamen oder dahin abgingen, und gewährte zugleich den Factoren und sonstigen Bediensteten der deutschen Kaufmannshäuser Wohnung und Unterhalt. Giorgione hatte die Façade des Gebäudes nach dem Wasser, Tizian die andere nach der Straße gemalt, und in den inneren Gemächern hingen viele schöne Stücke von Tizian, Paul Veronese und Tintoretto.

„Und jetzt“, brummte der Meister, „wollen

sie die schöne und kunstreiche Täfelung, das Meisterstück vergangener Jahrhunderte, herausnehmen und Alles nach der neumodischen Schnörkelei einrichten lassen. Gott sei's geklagt über den Unverstand, und der Henker hole den neumodischen liederlichen Styl!“

Brummend ging der Meister von dannen.

Die Berathung, das wußte Paula aus Erfahrung, nahm wenigstens einige Stunden in Anspruch. Sollte sie diese Gelegenheit vorübergehen lassen? Diese Frage, die das Mädchen in Gedanken an sich selbst richtete, bezeichnete genau das Stadium, zu dem sie bereits mit ihrem Herzen gekommen war. Sie war dem schönen Fremden nicht gleichgültig, er dachte an sie, er ließ ihr Grüße bringen, das schmeichelte ihr: Die Eigenliebe hatte ihr Herz vollends bezwungen, nun hatte sein Bild festen Sitz in ihrem Denken und Trachten gewonnen, und nun fühlte sie selbst den Drang, seinem Verlangen, sie wiederzusehen, nachzugeben. Dieser Augenblick dünkte ihr so himmlisch schön,

daß sie bei dem Gedanken daran ein leises Zittern befiel, und wenn sie jetzt noch zögerte, an Madame Madeleine den Brief zu schreiben, so geschah es nur, um das Glück dieses zweiten Zusammentreffens in Gedanken nur um so länger genießen zu können. Sie schrieb das Billet und bestellte dasselbe; um zwei Uhr wollte der Vater nach dem bestimmten Orte sich begeben; eine halbe Stunde später konnte sie bei Madame Madeleine sich einfinden. Lange hatte sie ihrem davongehenden Vater nachgesehen, bis ihn ihr Auge nicht mehr erreichen konnte, und als sie das Fenster schloß und dabei den Abstand bedachte zwischen früher, wo sie die Minuten zählte, wo der einzige Freund ihrer Seele heimkommen würde, und zwischen jetzt, wo sie ihn wegwünschte und je weiter, desto besser, da überkam sie das Gefühl ihres Unrechts und eine Wehmuth zum Weinen; aber von der benachbarten Kirche Santa Marcuola schlug die Uhr und drängte sie dem verabredeten Ziele entgegen. Schnell nahm sie den Zendal um, warf, um sich zu vergewissern,

daß der Vater nicht zurückkehre, noch einen Blick über den Balcon auf die Straße, dann in den Spiegel, und brach, als ihr Anblick ihr nicht zu genügen schien, von einem Blumentopfe eine Granatblüthe und steckte dieselbe in das breite schwarzseidene Band, mit welchem das Haar um den Kopf herum festgehalten wurde. Alles das geschah in fieberhafter Hast, aber nun war sie so weit, die Wohnung verlassen zu können, als ein leises Klopfen an der Thür vernehmbar wurde. Bleicher hätte Paula nicht werden können, als in diesem Momente; es kam ihr vor, als wäre es ein warnender Mahner und klopfte an ihr eigenes Herz. Obgleich sie im ersten Schreck nicht zum Eintreten einlud, so öffnete sich dennoch die Thür und eine männliche Gestalt, nicht gar groß und etwas gekrümmt einhergehend, schob sich herein. Es mochte ein Mann von vielleicht 56—60 Jahren sein, das Gesicht war von Blatternarben zerrissen, um das Kinn herum standen schwarz-graue Bartstoppeln, Nase und Mund waren breit und massig gebildet,

und der Kopf saß fast auf den Schultern auf. Fast konnte es scheinen, als ob in dieser Erscheinung der erfahrungsmäßigen Beobachtung, daß jede Häßlichkeit ihre Schönheit habe, Hohn gesprochen sei, wenn man die Augen übersah, die zwar eine recht buschige Umhüllung hatten, aber in ihrer grauen Klarheit und Schärfe doch bedeutungsvoll waren.

Paula schien den Eintretenden zu kennen; denn mit dem Tone, mit dem man Bekannte begrüßt, sagte sie so unbefangen, als es ihr überhaupt möglich war:

„Ah, Ihr seid's, Don Vendramini!“

„Ja“, antwortete der Eintretende, „ich suche Euren Vater.“

Wäre Madame Madeleine zugegen gewesen, so würde sie jedenfalls nicht ruhig geblieben sein. Sie hätte in dieser Stimme Aehnlichkeit mit der ihres Verfolgers vom Marcusplatze finden müssen.

„Mein Vater ist nicht zu Hause und wird auch vor Abend nicht nach Hause kommen“, gab

das Mädchen den Bescheid, aber mit einer Hast, die dem Besuchenden deutlich verrathen mußte, wie wenig von ihr gerade jetzt seine Gegenwart gewünscht wurde.

„Hm! Nicht vor Abend? Das ist fatal — äußerst fatal — da wird sich meine Juno wohl den Hals brechen.“

Trotz der fieberhaften Ungeduld ihres Herzens hatte Paula, wenn auch nicht gerade Interesse, doch noch so viel Geistesgegenwart, daß sie, von dem räthselhaften Sinn, der in den letzten Worten ihres Besuches lag, frappirt, diesen fragend anblickte.

„Hm — hm — sehr fatal“, wiederholte Don Vendramini, den dicken Kopf schüttelnd. „Euer Vater ist ausgegangen — es wird um meine Juno geschehen sein. Und wie theuer sie mir war und wie sehr sie mir am Herzen gelegen!“

Dann schaute er sinnend durch das Fenster hinaus auf die Lagune, wie Einer, der mit einem Entschlusse im Werke ist, während unter Paula's

Füßen fast der Boden brannte. Sie saß immer noch in der schwarzen Hülle, und ohne daß sie es bemerkte, streifte sie, im raschen Umwenden nach ihr, der feste, beobachtende Blick aus den tiefen grauen Augen des unschönen Mannes.

„Ja so", sagte er, ihr nähertretend, „ich sprach da Worte für mich, und deren Sinn muß Euch dunkel sein. Der Mensch denkt eben nur immer an sich selbst, und wenn er einmal von dieser seiner schlimmen Art eine Ausnahme macht, dann fängt er es sicher ungeschickt an."

Dabei umspielte ein gutmüthiges Lächeln seine dicken, unförmigen Lippen, von denen man gar nicht hätte voraussetzen sollen, daß dieselben so spitzige Reden wie gegen Madame Madeleine hätten führen können.

„Ihr habt eines der Hauptstücke meiner Sammlung, die Perle und Vollkommenheit aller Statuen, Ihr habt meine Juno noch nicht gesehen, obwohl ich Euch oft schon eingeladen habe, in mein Haus einzutreten; aber Ihr fürchtet Euch vor dem alten

und unwirschen Vendramini und vor seinem dunklen einsamen Hause — mit Unrecht Signoretta — und doch kann ich Euch wiederum nicht Unrecht geben. Die Jugend geht eben nach der Außenseite und von dieser schaut mein Haus freilich eben nicht sehr einladend aus; vielleicht aber würdet Ihr anders denken, wenn Ihr mir und meiner Schwester einmal die Freude eines Besuches schenktet."

Er ging immer noch nicht, und jetzt setzte er sich sogar, um die Unterhaltung, der Paula nur mit halbem Ohre zuhörte, weiterzuführen.

„Die Welt theilt mich in zwei Hälften, in eine närrische und eine boshafte, das macht mir Vergnügen, weil ich es für eine Ehre erachte. Habt Ihr schon den Spottnamen gehört, den sie mir gegeben? Nicht? So hat ihn Euer Vater Euch verschwiegen, und Euer Vater achtet und ehrt mich, weil er mich versteht. Sie nennen mich den Trödler der Republik."

Dabei lachte er laut auf und rieb sich zufrieden die Hände. Wissen nicht, was sie für eine

gewaltige Wahrheit sprechen! Welche Weisheit — welcher Tiefsinn — wie viel Ernst, Spott und Hohn liegt in einem Trödelkrame? Kind, sieh' Dir diese Welt voll Tugend und voll Laster, voll Räthsel und voll Verwirrung an, betrachte Dir die Menschen in ihrem Drange und in der Nichtigkeit ihrer Ziele und entscheide dann. Was ist wahr auf dieser Welt? Ein Jeder wird Dir etwas Anderes sagen; der Priester wird Dir sagen: meine Glaubenslehre; der Richter: meine Gesetze; der Gelehrte: mein Wissen, und der Schuhmacher: meine Stiefelsohle; Jeder etwas Anderes und Jeder, was er für wahr hält, und am Ende hat da der arme, einfältige Schuhflicker noch die meiste Wahrheit für sich. Ich aber sage: wahr ist nur allein, was war."

Jedenfalls mochte es von dem Sprecher eigenthümlich erscheinen, ein Mädchen, welches dem Wiedersehen des Geliebten entgegendrängte, mit einer solchen Gesprächsmaterie zu unterhalten, deren Erfolg in diesem inneren Zustande Paula's,

einem Zustande, der sich äußerlich in einer fliegenden Unruhe, einer ungeduldigen Hast der Bewegungen und einem halben Hinhören und zerstreuten Antworten kundgab, mehr als zweifelhaft sein mußte, wenn auch schon kein Zweifel darüber mehr walten konnte, daß der Sprecher damit eine Absicht verband.

„Die Wahrheit liegt nur allein in dem, was geschehen ist, in der Geschichte", fügte Don Vendramini erläuternd und in Eifer bei, „und von dieser Wahrheit habe ich das ganze Haus dicht voll. Die Leute nennen es freilich nur Trödelkram, aber was weiß denn der dumme Haufen! Da habe ich in meinem Studio, wo dieser kostbare, mir so theure Trödelkram aufgestapelt ist, eine Juno von weißem Marmor, der freilich von dem Erdreiche, in dem das schöne Heidenkind Jahrhunderte lang gelegen hatte, voll gelber Flecke ist, und ein reicher, hohlköpfiger Geldwechsler würde sie nicht für seinen Empfangssaal kaufen; der würde eine allerneueste Pariser kokette Arbeit vorziehen. Was weiß auch ein solcher Geldmensch von einer

bildenden Griechenhand! Eine solche Juno, nur drei Fuß hoch — existirt nicht zum zweitenmale auf der Welt — sie war noch vor der Einnahme von Byzanz herüber nach Venedig gekommen und mag noch früher in einem vornehmen Palaste in Athen gestanden haben, und vielleicht haben die Augen des großen Alexander auf ihr geruht, bis ich sie eines Tages in der Merceria bei einem Hutmacher fand, der ihr seine Hüte aufsetzte, und diese Dummheit war sehr weise; denn so hat kein Anderer vor mir das Juwel erkannt, und mir gab sie der Böotier für eine ganz neue Gypsfigur eines heiligen Sebastian. Diese göttliche Juno hat ein Postament von Holz, eine Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts — prächtiges Schnitzwerk, einen Mönch in der Kutte vorstellend, der mit seinen beiden Armen eine Platform trägt, auf der die Juno in ihrer reinen Schönheit prangt. Bisher haben sich Christenthum und Heidenthum sehr gut vertragen, nun aber scheint das gute Verhältniß aufgegeben — das Christenthum lehnt sich

gegen die Schönheit auf; der Mönch, d. h. das Postament, hat sich von dem bisherigen Verhältnisse, von der Wand allmälig sachte losgelöst; ich bin allein in meinem Hause und zu schwach, die schwere Statue abzuheben, und wenn es noch lange währt, dann wirft das Christenthum die Blüthe des Griechenthums ab, bricht so mit dem Boden, aus dem es selbst entwachsen ist. Deßhalb wollte ich Euren Vater zur Hülfe rufen, damit er mir beisteht, die griechische Kunst zu retten."

Don Vendramini wagte es nicht, Paula um den erwähnten Dienst zu bitten, wenn schon die Bitte ausgesprochen in seinem Tone und seinem erwartungsvollen Schweigen lag. Das Mädchen schien auch so etwas zu fühlen und fragte:

„Aber Ihr habt doch Eure Schwester bei Euch im Hause, Don Andrea, die könnte Euch ja behülflich sein."

„Das ist eben das Unglück, Giustina ist zu Bekannten gegangen und wird wie Meister Nicolo nicht vor Abend nach Hause kommen, und da denke

ich eben, würde vielleicht Nicolo's Töchterlein so gefällig sein, mir beizustehen?"

„Nein — nein — unmöglich", erwiederte Paula, „ich habe einen nothwendigen Ausgang."

„Wirklich nothwendig? Und wenn die Frage erlaubt ist, wohin?"

Bei dieser Frage brach aus dem von einer dicken Stirnhaut halbverdeckten Auge des Fragers ein fester, aber auch unendlich wohlwollender Blick auf das Mädchen hervor. Paula war wie mit Blut übergossen; dieser Frage und diesem Blicke, in dem irgend eine Bedeutung lag, konnte sie nicht Stand halten, dazu war sie zu gut und ihr Herz zu rein. Sie wagte nicht, Don Vendramini ins Auge zu schauen, sondern senkte tief den Kopf und antwortete auf die Frage: „Ihr wollt also so freundlich sein, mit mir herüberzukommen in mein Haus?" mit einem entschiedenen, bejahenden Kopfnicken, worauf Beide ihren Weg über die Straße nach dem gegenüberliegenden Hause, welches die andere Ecke nach der Gasse und der Lagune

zu bildete und das wir bereits oben erwähnt hatten, antraten. Dieses Gebäude wurde von Don Vendramini und seiner Schwester bewohnt; durch die niedere Pforte und die dunkle Entrata führte er seine junge Nachbarin in ein Zimmer des Erdgeschosses, hieß sie niedersitzen, öffnete dann eine Thür im Hintergrunde und rief in dieselbe:

„Giustina, komm' heraus, unsere junge Nachbarin, Meister Nicolo's Tochter, will Dir einen Besuch machen, bis ihr Vater nach Hause kommt."

Paula sprang bei diesen Worten von ihrem Sitz auf, alles Blut und alle Scham ihres Herzens hatte sich über ihr Antlitz ergossen und mit dem schwarzen Zendal suchte sie Beides zu verhüllen. Der Nachbar aber faßte sanft ihre Hand, nöthigte sie wieder auf ihren Sitz zurück und sagte leise und mit unendlicher Sanftmuth zu ihr:

„Ihr werdet mich verstehen, mein Kind, Giustina ist zu Hause, meine Juno ist außer Gefahr, aber Eurem trefflichen Vater wollte ich einen großen Schmerz um die seinige ersparen."

Weinend warf sich das Mädchen in die Arme der eintretenden Schwester.

V.

Der Laden von Madame Madeleine lag, wie bereits mehrfach bemerkt, in der Straße Merceria, der größten Geschäftsstraße Venedigs, und war von sehr bescheidenem Umfange. Womit die Dame handelte, das wissen wir aus ihrem eigenen Munde, und bei ihr trifft die Bemerkung vollkommen zu, daß der Charakter der Menschen sich nach den Stoffen formt, mit denen sie täglich hantiren; nun, der Stoff Madame Madeleine's war allerdings etwas leichter Natur, aus Blumen, Bändern, Handschuhen, unechtem Schmuck, Parfümerien, Schminke und anderen leichten Waaren bestehend, aber diese Waare war aus Paris. Tand ist immer begehrt, und darum hatte die Modehändlerin unter den Nobili-Damen eine ansehnliche Kundschaft, wenn ihr überhaupt etwas am Handel lag, was wir in Abrede stellen; mehr noch

lag ihr an Händeln, namentlich wo weniger das Herz, als die Leidenschaft der Sinne im Spiele war, Intriguen zu stiften, und wo man auf welche stieß, ihnen nachzuspüren, dazu war die Inhaberin des Geschäfts eine vortreffliche Person, und die Gelegenheit zu dem Allem verschaffte ihr eben dieses Modegeschäft; sie war eine Vertreterin der Großmacht des Cartons. Obwohl über der Thür des Ladens mit großen goldenen Buchstaben auf blauem Grunde, in den Farben der Republik, stand: Magasin de Madame Madeleine, so stand der Laden zu dieser stolzen und gegen die der anderen Läden hervorstechenden Ueberschrift doch in keinem Verhältnisse. Das Verkaufslocal war klein, und größer hatte sie es auch nicht nöthig; denn die vornehmeren Damen kamen nicht zu ihr, sondern sie trug die Waaren zu ihnen, und was von Käuferinnen bei ihr sich einfand, deren Namen nicht im goldenen Buche von Venedig, aber vielleicht in einem andern stand, für solche war der Laden geräumig genug. Größer und behaglicher

dagegen waren die Gemächer, die unmittelbar an das Verkaufslokal anstießen; dieselben waren mit allem Luxus eingerichtet, der in jener Zeit für solche Verhältnisse nur möglich war, und deuteten an, daß hier zuweilen vornehmer Besuch empfangen wurde, und wir irren nicht, wenn wir nach den Aeußerungen des Grafen Belle-Isle annehmen, daß der französische Gesandte hier Leute empfing, die er officiell in seinem Palaste nicht empfangen konnte, wie z. B. gewisse Nobili, denen der Umgang mit den Vertretern auswärtiger Mächte auf das Strengste untersagt war; und wie heute, so warben schon damals verschiedene gekrönte Freier um die Hand der wenn immer alt gewordenen Meeresbraut.

In diesen Gemächern ging um die Zeit, wo Don Andrea Paula in so geschickter Weise der ihr drohenden Gefahr entzogen hatte, der Kurprinz ungeduldig auf und ab, und wenn wir sagen, daß seine Sinne auf das Höchste angespannt waren, so bezeichnen wir damit nur eine Eigenschaft seiner

vollen und feurigen Jugend. Paula kam nicht, es war die festgesetzte Zeit schon um eine Stunde überschritten, von der Ersehnten nirgends eine Spur.

„Wenn Ihr mich am Narrenseil geführt hättet“, herrschte er die immer von Neuem tröstende und mahnende Modehändlerin an, „wahrhaftig, es käme Euch theuer zu stehen! Ja, ja, Ihr habt mich angelogen, Ihr habt mit dem Mädchen gar nicht gesprochen, Ihr wißt gar nicht einmal, wer sie ist.“

„Beim Daumen des heiligen Marcus“, vermaß sich die ungerecht Angeklagte in ganz gutem Französisch, „Monseigneur thun mir blutiges Unrecht. Kenne ich doch jedes leidliche Gesicht in Venedig, sollte ich das Mädchen nicht kennen — das schönste und unschuldigste im ganzen Dogad? Monseigneur, wie dürfte ich solches wagen, Sie zu hintergehen! Schon wegen des edlen Grafen, der mich Unwürdige Ihnen empfohlen hat, möchte ich das um keinen Preis thun! Ich verlöre ja das Vertrauen der französischen Herren. Ich habe

Ihnen gleich gesagt, als Sie mir das Abenteuer zu erzählen die Gnade hatten, das ist Meister Nicolo's Tochter, und sie hört die Messe in der Kirche zum Heiligen Geist im Dorsoduro. Ich weiß auf die Stunde, wo jede junge hübsche Frau und jedes schöne Mädchen betet. Es wird ihr aber etwas dazwischengekommen sein — wer weiß, der Alte! Das ist der störrischste Mensch in der ganzen Republik. Vielleicht hat das Mädchen auch Gewissensbisse bekommen. O das ist ein ehrbares Kind, und auch mich dürfen Monseigneur nicht verkennen. Ich bot nur die Hand zu diesem Tête-à-Tête, weil Sie mir schwuren, daß es die reine Liebe ist, die Sie treibt, das Mädchen wiederzusehen."

„Das ist es auch!" rief der Kurprinz emphatisch aus. „Noch nie habe ich einem weiblichen Wesen gegenüber etwas Aehnliches gefühlt, noch nie hat mich der Hauch der Reinheit einer Seele so merkbar berührt, als bei diesem wunderlieben Geschöpfe."

Die Wunderliebe kam aber nicht; schon waren zwei Stunden vergangen. Einen neuen Ausbruch des Mißtrauens und des Argwohns hatte Madame Madeleine auszuhalten und machte sich schon bereit, in derselben beschwichtigenden flüssigen Weise, wie vorher, zu antworten, als der Kurprinz seinen Mantel nahm, den Hut in die Stirne drückte und die Ladenthür klirrend hinter sich zuschlug.

Auf der Straße umfing ihn ein Menschengewühl ohnegleichen, und hundert Kehlen riefen ihn mit wohllautenden Stimmen zum Kaufe von Obst, Blumen, Galanteriewaaren, von Korallen, Gold, Silber und Edelsteinen an, er hörte das Alles nicht, nur eine kurze Weile blieb er, sich besinnend, stehen und kehrte wieder nach dem Laden und den Gemächern zurück, wo er eben Madame Madeleine beschäftigt fand, die Vortrefflichkeit einer französischen Schminke an sich selbst zu erproben.

„Lassen Sie sich in Ihrer künstlerischen Beschäftigung nicht stören“, mahnte Karl Albrecht mit spöttischem Lächeln. „Wenn Sie mich wahr

berichtet haben und Sie in der That das Mädchen kennen, so werden Sie mir auch wohl das Haus zu sagen wissen, welches sie mit ihrem Vater bewohnt."

Eine solche Zumuthung brachte die Modehändlerin fast in noch größere Verlegenheit als vorhin der Eintritt des sie in ihren Kunstübungen störenden Kurprinzen.

„Aber Monseigneur werden doch nicht mir nichts dir nichts in das Haus einfallen und das arme Mädchen compromittiren wollen?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein und kümmern Sie sich darum nicht weiter. Es soll übrigens Ihr Schaden nicht sein — aber das Haus will ich wissen."

Nach einigem Widerstreben ließ sich denn Madame Madeleine endlich herbei, dem ungestümen Verlangen des jungen Mannes nachzukommen, wobei sie jedoch nicht unterließ, ihn bei allen Heiligen in und außer Venedig zu beschwören, das Mädchen zu schonen, weniger um Paula's

willen, als um eine Handhabe für sich zu behalten.

Der Kurprinz verließ abermals den Laden und durchmaß mit schnellem Schritt ein Labyrinth von Straßen, Plätzen und Gäßchen, bis er dann vor dem Ponte del Paradiso stand und zu dem Madonnenbild emporschaute, aber nicht zu dem, welches auf der Holztafel über der Straße gemalt zu sehen war, sein Madonnenbild war jünger und schöner und wohnte da hoch oben, und sein Herz war von Sehnsucht gefüllt, desselben ansichtig zu werden. Er beneidete die rothen Geraniumblüthen, die von ihrer Hand berührt und gepflegt wurden; er vergaß, daß er ein Prinz war, und hatte nur das Bedürfniß eines einfachen, aber seligen Menschenglückes; dieses Glück konnte er sich aber nur hinter den verschwiegenen weißen Gardinen denken, und aus seiner Brust rang sich ein Seufzer wie ein stiller Liebesgruß los.

Im Weggehen machte er sich in seinen lebhaft angeregten Gedanken Vorwürfe, daß er sich über-

haupt der Modehändlerin bedient hatte; sie war ihm bereits widerlich geworden, und dann bedachte er, wie auch das Mädchen an dieser Person Anstoß nehmen mußte, ja Argwohn fassen; und wenn ihr Zweifel an der Wahrhaftigkeit und Reinheit seiner Liebe aufstiegen, dann trug er selbst die Schuld; denn zu einem edlen Inhalte darf man auch nur eines reinen Gefäßes sich bedienen. Der junge Mann war unzufrieden mit sich selbst, er grollte im Stillen dem Grafen Belle-Isle, daß er ihm überhaupt Madame Madeleine empfohlen und eine so ganz falsche und unlautere Idee von der Art der Empfindung seines Herzens haben konnte. Schließlich kam er mit sich überein, die Sache auf eine andere Weise anzufassen.

Das zweite Stockwerk in dem Hause des Bildschnitzers war eigentlich nicht bewohnt; der einzige, aber weite und hohe Raum wurde von dem Meister zur Werkstätte benutzt, und zu dieser führte auch die runde, mit den starken Eisenbeschlägen versehene Thür. Wenn man eintrat, so

sah man an dem dreitheiligen Fenster, welches wir bereits von außen eines aufmerksameren Blickes gewürdigt haben, den Arbeitstisch des Meisters, an den drei übrigen Wänden die der Gesellen, deren wohl zwölf bis fünfzehn hier arbeiten mochten.

Als Meister befolgte Nicolo den einzig richtigen Geschäftsgrundsatz, nie etwas selbst zu thun, was ein Anderer auch ebensogut verrichten kann. So machte er nur die Entwürfe zu den Arbeiten, leitete die Ausführung und gab dieser die letzte Feile. Trotz ihrer Schmucklosigkeit machte die Werkstätte den Eindruck eines Künstler-Ateliers. Die Wände rings waren mit den Zeichnungen und Entwürfen früherer Arbeiten bedeckt, hie und da waren Gypsabgüsse von ausgezeichneten und berühmten alten Schnitzereien angebracht; inmitten des Gemaches standen die fertigen Arbeiten oder einzelne Stücke derselben, die zu einem Ganzen gefügt werden mußten.

Auffallend war über dem Tische des Meisters

die Abbildung einer Landschaft in Holzschnitt, nicht die groben, derben und ungeschickten Umrisse, die kaum die sinnliche Vorstellung wiedergaben, sondern der kostbare, in der That künstlerisch geschnitzte Rahmen, der, ein Geflecht von Dornen bildend, sich um das dürftige Kunsterzeugniß schlang.

Zwischen dem Meister und seinen Gesellen waltete ein gar freundliches Verhältniß; in der Werkstätte ging es gewöhnlich sehr lebhaft zu, denn Meister Nicolo beschränkte seine Leute in ihrem Mittheilungsdrange nicht im mindesten; sie konnten reden, singen, soviel ihnen beliebte, und daß nichts Ungeziemendes dabei unterlief, dazu war der Respect vor dem Meister da, der hinwiederum recht wohl wußte, daß dabei die Arbeit flink von statten ging. Manchmal erzählte er wohl selbst einen lustigen Schwank oder ein Abenteuer von seinen weiten Gesellenfahrten, berichtigte auch wohl hie und da ein unreifes Urtheil, welches über irgend einen Gegenstand laut wurde, und be-

legte seine Zurechtweisung mit den Erfahrungen seines Lebens.

An welchem seiner Gesellen er einen besonders hellen, unbefangenen Kopf, einen ernsten Zug des Gemüthes, im Ganzen einen Gegenstand des Vertrauens entdeckte, der bekam, aber erst nach sorgfältiger Prüfung und Beobachtung, ein dickes, in schwarzes Leder gebundenes Buch überliefert, mit der angelegentlichen Mahnung jedoch, dasselbe im Geheimen zu bewahren, und bei dem Lesen desselben vor fremden Augen die höchste Vorsicht zu gebrauchen. Dieser Punkt war das einzig Dunkle in dem sonst so klar und offen daliegenden Leben des Meisters.

Wie er seine Leute künstlich heranzog, so erweiterte er auch geistig ihren Gesichtskreis, kurz, in der ganzen Stadt war keine Werkstätte, die so gesucht wurde, als die Meister Nicolo's, und kein anderer Meister, der bei dem Gesellenstande in so hohem Ansehen stand, als der Bildschnitzer am Ponte del Paradiso. Es war ein tieferer,

geistiger Inhalt, ein höherer, sittlicher Ernst in dem Manne, als er sonst bei Leuten seines Standes, und namentlich in der Lagunenstadt zu finden war, wo alles geistige Leben in der äußeren und drakonischen Form aufging.

Es war nahe am Mittag, als der eiserne Klopfer, welcher an der Außenseite der Hausthür befestigt war, in Bewegung gesetzt wurde und Meister Nicolo auf das Geräusch hin den Lehrburschen hinabsendete, um dem Gaste die Thür zu öffnen. Nach wenigen Minuten trat, geleitet von dem Lehrjungen, der dem Meister meldete, daß ein junger Herr ihn sprechen wolle, derselbe auch schon in die Werkstätte. Es war der Kurprinz, aber ohne alle äußere Abzeichen seines Standes, ganz in Hechtgrau gekleidet. Meister Nicolo konnte der Besuch um so weniger auffallen, als gar nicht selten vornehme Leute hier bei ihm einsprachen und ihre Bestellungen machten. Mit einer höflichen Verbeugung schob Jener dem Gaste einen der Stühle hin, die zu diesem Zwecke und

zugleich auch als Musterstühle dastanden, und fragte nach seinem Begehr. Karl Albrecht war in der Kunst der Verstellung noch nicht so geübt, daß er jetzt ganz unbefangen und harmlos hätte erscheinen können; einen Moment färbte sich sein Antlitz in tiefes Roth, dann aber gewann er die Herrschaft über sich und sagte: „Ihr seid mir sehr empfohlen worden, Meister, mit Eurer Arbeit. Ich bin hier fremd in Venedig, reise bald wieder ab, möchte aber gerne ein Andenken an diese Stadt in einem Gegenstand Eurer Kunstfertigkeit mit mir nehmen."

Der Prinz bestellte ein Betpult mit Knieschemel, nur eines Mannes breit und nicht zu groß und massiv, es sollte als Reisebetpult dienen und bequem zu verpacken und transportiren sein. Ueber dem Pultbrette, auf welchem das Gebetbuch zu liegen kam, möchte eine handbreite Platte angebracht werden, um darauf möglicherweise einen Reisealtar zu stellen, wegen dessen er noch mit Malern und Mosaikarbeitern sich benehmen wollte.

Das Ganze sollte einfach werden und doch der Zierrathen nicht ganz entbehren. Der Prinz wünschte den Gegenstand im Rococcogeschmack ausgeführt zu haben, wozu der Meister geringschätzend die Nase rümpfte. „Es liegt schon im Style keine Andacht“, meinte er. „Sie verschnörkeln auch schon das Kreuz, und das Wesen des Kreuzes ist die einfache, feste, gerade Linie. Merket nur auf, edler Herr, die neue loddrige Manier wird weit über den Kunstbereich hinausgehen. Wenn so eine abgeschmackte Mode aus Paris kommt, möchte ich den Herren dort immer zurufen: Haltet Zucht in der Kunst, so werdet Ihr auch Zucht in den Menschen halten.“

Solcher Bemerkungen hatte sich der Prinz von diesem Manne mit dem schlichten Wesen nicht versehen; zu dem Gefühle der Ehrerbietung gegen den Vater des geliebten Mädchens gesellte sich die Hochachtung und er behandelte Meister Nicolo von nun an mit einer so feinen Rücksicht, wie sie in jener Zeit bei dem Vornehmen gegen den Ge=

ringeren, namentlich in Venedig, wo die Aristokratie Alleinherrscherin war, eben nicht gewöhnlich war. Karl Albrecht willigte endlich den zwingenden Argumenten des Meisters gegenüber ein, den Betstuhl in Renaissanceform ausführen zu lassen, und hinwieder gab auch Meister Nicolo dem Wunsche des Prinzen nach, daß die Unterlage des Pultes zwei ruhende Löwen bilden möchten. Daß dies die Wappenthiere des baierischen Hauses waren, sagte er freilich nicht, er wollte überhaupt nicht als Prinz, wenn schon als ein vornehmer Mann, sich hier einführen. Im Uebrigen erklärte sich der Meister bereit, dem Besteller vorher noch eine Zeichnung vorlegen zu wollen.

Dieser Vorschlag kam dem jungen Mann hoch willkommen; gab er ihm doch einen Vorwand, öfter in das Haus zu kommen und vielleicht in einem günstigen Augenblicke dem Mädchen zu begegnen. Sein Auge schweifte in den Pausen des Gesprächs wiederholt nach der Thür, durch die er eingetreten war, aber sie öffnete sich nicht und der Gegenstand

seiner Sehnsucht blieb diesmal seinen Augen entzogen. Mit einem leisen Seufzer erhob er sich, um die Werkstatt zu verlassen und dem Meister, der mit verschränkten Armen an seinen Arbeitstisch gelehnt war, die Hand zu reichen, als sein Blick auf den Holzschnitt fiel, welcher an der Wand hinter dem kunstvollen Rahmen eingefügt war, eine Landschaft, hohe Berge rings umher, und inmitten derselben ein kleines Dorf.

„Der Tausend, Meister“, sagte Karl Albrecht angenehm überrascht, „da habt Ihr ja ein Stückchen Erde aus dem lieben Land Tyrol aufgemalt.“

„Kennt Ihr das, Signor?“ fragte schnell Nicolo mit leuchtendem Auge.

„Wie sollte ich nicht? Das ist ja ein Stück aus dem „Tefferegger Thal“ — ich kenne es von meinen Jagdzügen her. Es berührt einen doch ganz wundersam, wenn man mitten im fremden Lande so plötzlich ein Stückchen Heimath zu Gesicht bekommt.“

„Ihr seid also ein Deutscher?" rief plötzlich Nicolo aus, nicht Italienisch, wie sie bisher zusammen gesprochen hatten, sondern in deutscher Sprache, mit den dumpfen Gaumenlauten der Tiroler Mundart.

„Und Ihr auch, Meister?" erwiederte Karl Albrecht, von dem Heimathstone sympathisch berührt. „Hätte ich das doch früher wissen sollen; dann hätte ich mich nicht mit dem Italienischen abgequält! Aber nun ist es mir noch einmal so lieb, daß ich zu Euch gekommen bin — lieber, wackerer Landsmann." Damit schüttelte er dem Meister die Hand; dieser aber wischte sich mit der dunklen Handwerksschürze eine Thräne aus dem Auge und sagte:

„Ihr müßt schon verzeihen, wenn ich nicht sogleich in Eure Freude einstimmen kann. Mir ist's, wenn ich einen deutschen Laut höre, als hörte ich die Glocken aus den Bergen herüber und als redeten sie zu mir: Komm heim — komm heim; aber ich werd' nimmer heimkommen —

werd' an den Gräbern meiner Eltern nimmer beten — ich kann dort keine Heimath mehr haben", fügte er traurig hinzu.

„Es ist ja von hier keine Ewigkeit, Meister", bemerkte in heiterem Tone der Kurprinz, „und überdem seid Ihr wohl auch ein vermögender Mann, der schon die Kosten einer solchen Reise wagen darf."

„Und wenn ich zu Fuß mich aufmachen und auf dem Wege die Leut' um ein Almosen ansprechen müßt', ich würd' mich hinschleppen", rief der Meister plötzlich und mit einer Energie aus, daß der Kurprinz davon frappirt war; „aber", fügte Nicolo wieder tonlos und mit tiefer Traurigkeit hinzu, „ich kann dort keine Heimath mehr haben."

„Dann muß es freilich damit eine besondere Bewandtniß haben, wenn Ihr nicht mehr in Eure Heimath zurückgehen könnt."

„Ich könnt' nimmer zurückgehen, meint Ihr, Herr Landsmann? Warum denn nicht? Noch

in dieser Stund', wenn ich nur will; aber es würd' mir das Herz sich umwenden, wenn ich die grünen Berg' anschau' und meines Vaters Haus und meiner Mutter Grab, und mir sagen müßt', es ist doch nimmer deine Heimath."

Dann wendete er sich gegen den Kurprinzen: „Wißt Ihr, was schärfer und schneidiger als ein zweischneidig Schwert ist? Die Ueberzeugung ist's. Wißt Ihr, Herr Landsmann, wo man daheim ist? Wo man mit seinen Gedanken wurzelt. Habt Ihr schon von den Leuten aus dem Tefferegger Thal gehört?"

Der Fürstenjüngling sah zu diesen gleichsam herausgestoßenen Fragen stumm und blöde; er wußte nicht, was er davon halten sollte, und von der plötzlich veränderten, leidenschaftlichen Art des Meisters. Hier, fühlte er, war ein Vergangenes im Spiele, ein tiefer Quell des Schmerzes und ein Punkt, von dem es besser war, daß er nicht weiter berührt würde, um die Verhüllung des Verhüllten nicht zur Unzeit hinwegzuziehen. Diese

Stunde sollte auch nicht schmerzlichen Erinnerungen der Vergangenheit, sondern der Freude der Gegenwart gewidmet sein.

„Was thue ich denn da, an Euch blutjungen Herrn solche Fragen zu richten! Ich spreche ja von Zeiten, wo Euer Vater noch nicht einmal an Eure Frau Mutter denken durfte — wie könnt Ihr das auch wissen? Fort damit! Und nun nennt mich nicht mehr Nicolo; der Name ist nur für die Fremde; meinem Landsmanne gegenüber heiße ich Stephan Scheitler, so war meines Vaters Name und eines ganzen Geschlechts von rechtschaffenen Männern, auf deren Gräber die Berge niederschauen. Und wie nennt man Euch, junger Herr?"

Der Gefragte war in Verlegenheit, was er sagen sollte; denn gab er sich zu erkennen, so entrückte ihm sein Ziel vielleicht für immer, er schwieg einige Secunden lang, dann sagte er:

„Ich bin der Graf von Werdenfels."

Es war das der Name eines ausgestorbenen

oberbaierischen, uralten Dynastengeschlechts, dessen Besitzungen an das Kurhaus gekommen waren und unter dessen Namen die Angehörigen desselben öfters reisten, wenn sie ein Incognito annehmen wollten.

„Potztausend, ein Graf!“ erwiederte der Meister, „da muß ich ja noch einen Extra-Diener machen. Daß Ihr etwas Vornehmes seid, edler Herr, das steht Euch schon auf der Stirne geschrieben, aber ein Graf — das hätte ich mir doch nicht eingebildet. Und da ich doch einmal recht neugierig bin, so möchte ich gerne wissen — und Ihr werdet mir darum nicht gram sein — weß Landes Kind Ihr seid?“

„Ich bin aus dem Salzburgschen“, antwortete Karl Albrecht, welcher fürchtete, den Mann auf die rechte Spur zu leiten, wenn er ihm seine wahre Heimath nannte; aber in dem Augenblicke, wo er es gesagt, bereute er es auch schon wieder, denn mit seinem Gegenüber war eine plötzliche Veränderung vorgegangen; des Meisters Gesicht

war blaß geworden, er kehrte sich mit einer halben Wendung von dem jungen Manne ab, und als er sich ihm wieder zuwendete und zu ihm sprach, war der frische, fröhliche Ton in einen ernsten und traurigen umgeschlagen.

„Hm — aus dem Salzburg'schen also? Da wären wir ja doppelte Landsleute oder wenigstens nahe Nachbarn. Und da Ihr ein Edelmann seid, da sitzen von Euch wohl auch Verwandte im erzbischöflichen Capitel in Salzburg oder im bischöflichen zu Brixen?"

„O, doch nicht, keiner meiner Verwandten ist weder in dem einen noch in dem andern Capitel."

„Da seid Ihr mir noch einmal so lieb", versetzte freudig der Meister und reichte dem Kurprinzen die Hand hin. „Ihr scheint von guter Art zu sein, aber wäre es nicht so gewesen, und hätte auch nur Einer von Eurer Verwandtschaft in den Chorstühlen von Salzburg oder Brixen sein Brevier gebetet, so wäre zwischen uns aller Dinge End' gewesen. Aber", fuhr er fort, indem

er mit der Hand durch das Haar fuhr, wie um auf andere Gedanken zu kommen, „macht Euch über meine Rede hier keine Bedenken — es gehen durch einen grauen Kopf manchmal Grillen, von denen die Lockenköpfe der jungen Welt keine Ahnung haben. Ich will nicht mehr daran denken. Der Tag, wo ich die Freude habe, wieder nach so langer Zeit einen Landsmann zu begrüßen, ist für mich ein Freudentag, und so wollen wir ihn auch, das heißt, wenn es Euch recht ist, denn Ihr seid der Vornehme, so wollen wir ihn auch verbringen. Soll mir lieb sein, wenn Ihr mir die Ehre anthun und mir droben in meiner Stube bei einem Becher Wein und einem Imbiß noch etwas von der lieben trauten Heimath erzählen wollt. Tirol, hat schon der Kaiser Maximilianus gesagt, ist ein Kittel mit groben Falten, der aber brav warm hält."

Natürlich ließ der Kurprinz die Einladung nicht wiederholen, und kaum wußte er Worte zu finden, um sein Vergnügen über dieses freundliche

Anerbieten auszudrücken; das war mehr, als er auch im allerentferntesten erwarten zu dürfen gehofft hatte; und hätte er dem Drange seines Herzens nachgeben wollen, so wäre er dem Landsmann am liebsten um den Hals gefallen. Aber dazu wäre auch gar keine Zeit gewesen; denn der Meister fertigte nur noch schnell einige Arbeiten ab, die ihm die Gesellen zur Prüfung vorgelegt hatten. Dann zog er sein Wamms an, ließ seinen Gast zuerst aus der Thür der Werkstätte treten und schloß dieselbe hinter sich zu. Die Gesellen, muß noch bemerkt werden, hatten auf das Gebetläuten schon vorher die Werkstätte verlassen, so daß Meister Nicolo mit dem Kurprinzen fast die ganze Zeit allein gewesen war.

„Erlaubt, gnädiger Herr", bemerkte er, die Treppe hinansteigend, „daß ich vorangehe."

Das war auch sehr gut; denn hätte Karl Albrecht der Erste sein müssen, so würde der Meister wohl haben bemerken müssen, wie seinem Gaste die Knie zitterten. Wie hätte es auch anders

sein können bei einem Glücke, das er noch so fern, vielleicht gar unmöglich glaubte, und das in nächster Minute in schönster Verwirklichung vor ihm stehen sollte!

Und als Paula's Vater vollends die Thür der Wohnstube öffnete und, auf Paula deutend, in scherzendem Tone sagte: „Das ist mein lieb' Töchterchen, Paula geheißen, weil sie ihren alten Vater immer aposteln will!“ da war es dem Mädchen und dem Prinzen, als wäre die Stube mit rosigen Wolken erfüllt und mitten aus denselben schaute Jeden ein Engel der Verheißung an. Dann, wie von der plötzlichen Erscheinung verwirrt, geblendet, schlossen sie ihre Augen, um das Bild, das sie von einander im Herzen trugen, an diese Erscheinung zu halten und sich dann zu fragen, ob diese denn auch wirklich ein Wunder sei? Und wenn es so gewesen und Beiden ihre Heiligen wirklich und leibhaftig erschienen wären, wer weiß, ob von ihrem Herzen aus ein so stürmischer und von Ueberraschung, Gluth, Wonne

beschwingter Pulsschlag ihr ganzes Wesen durchzittert hätte.

Von dem Allen hatte der Vater Paula's natürlich keine Ahnung, er würde sehr verblüfft dareingesehen haben, hätte Einer ihm zugeraunt, wen er hier seiner Tochter zuführe; aber da er selbst offen und ohne jedes verdeckte Wesen war, so setzte er das auch von Anderen voraus und dachte im Augenblick nur darauf, wie er seinen landsmännischen Gast auf das Beste bewirthen könnte.

„Ihr müßt schon vorlieb nehmen, edler Herr", wendete er sich an den Kurprinzen, der im Anschauen des schönen Mädchens, das nach Landessitte im Hause ganz in weiße Leinwand gekleidet und dessen Antlitz wie mit Rosengluth überhaucht war, versunken dastand, „mein Haus ist eben kein Grafenhaus, aber was es bieten kann, soll Euch werden. Nun, Paula, mache Deiner Wirthschaft keine Unehre."

Paula rührte und regte sich nicht; wie hätten

auch solche prosaische Laute in die Sphärenmusik ihres Innern dringen können! Erst als der Vater sie zum zweiten Male aufforderte, erwachte sie zum Leben außer ihr, und als sie flugs die Stube verließ, um dem Geheiße des Vaters Folge zu leisten, bemerkte Scheitler (wie wir ihn jetzt nennen wollen) zum Prinzen:

„Ihr müßt das dem unbeholfenen Wesen nachsehen, es ist gar ein schüchtern Ding und kommt nicht oft mit Mannspersonen zusammen, aber gut ist es, gut, edler Herr, daß ich jeden Tag meinem himmlischen Vater auf's neue für dieses Kind danke."

Hier war der Kurprinz, überwältigt von dem Glücke dieser Stunde, angemuthet von dem traulichen Wesen des Alten, nahe daran, Alles zu gestehen, und vielleicht wäre es besser gewesen, dem Drange des Herzens zu folgen, als dem Einreden des Verstandes Gehör zu geben, der ihm sagte, daß er der günstigen Chancen seines Incognito durch eine derartige Entdeckung verlustig werden

würde. Der Alte erzählte von seinem Geschäfte, von seinem Hause, von seinen Erfahrungen in der Stadt Venedig und seinen Wanderungen, von den verschiedenen Städten und deren Wahrzeichen, und fragte den Kurprinzen:

„War't Ihr denn auch schon zu München gewesen?" Worauf dieser lächelnd zur Antwort gab:

„Ei freilich, diese Stadt kenne ich ganz genau."

„Nun, dann müßt Ihr mir auch das Wahrzeichen von München sagen."

„Welches meint Ihr denn?" fragte Karl Albrecht, „das am Rathhause oder das in der Residenz?"

Jetzt war es an dem Kurprinzen, den rathlos ihn anschauenden Scheitler zu necken, daß er wohl nicht dort gewesen, sonst müßte er ja wissen, daß Münchens Wahrzeichen eben diese Frage sei, weil man ein doppeltes annehmen könne — den heiligen Christophorus am Rathhause und den großen in der Residenz aufbewahrten und dreihundert und vierzig Pfund schweren Stein, den

Herzog Christoph von Baiern mit freier Hand aufgehoben und gar weit geschleudert habe.

In dieser Weise ungefähr ging die Unterhaltung fort; doch war Karl Albrecht nur äußerlich dabei, seine Gedanken weilten bei der Holden. Meister Scheitler trank sich die Stimmung aus dem Weine, den er seinem Gaste kredenzt hatte, der Liebende aus dem feuchten Glanze ihrer Augen. Paula war jetzt wieder eingetreten, mehrere Schüsseln auf dem Arme und in den Händen tragend; dann deckte sie den Tisch, und wenn Karl Albrecht seine glühenden Blicke von ihrer prächtigen Gestalt, ihren raschen und graziösen Bewegungen abwendete, so geschah es nur, um den Vater nicht aufmerksam zu machen. Das Mahl war einfach, aber gut zubereitet, auf deutsche Art, wie der Wirth bemerkte:

„Und wie sie hat lernen müssen, deutsch zu kochen, so auch deutsch zu sprechen. O, sie versteht Beides sehr gut, gnädiger Herr, sprecht nur einmal mit ihr."

Der junge Mann war nahe daran, zu gestehen, daß er bereits davon Beweise empfangen habe, aber er besann sich noch zu rechter Zeit und schwieg.

Als im Verlaufe des Mahles der Kurprinz gegen Scheitler äußerte, daß es ihm niemals so gut geschmeckt habe, wie heute, so sagte er keine Lüge. Paula sprach wenig, hörte aber desto aufmerksamer dem Gespräche der Beiden zu. War für den Kurprinzen die feine, scheue und zurückhaltende Art des Mädchens ein hoher Reiz, so war es für sie nicht weniger des Gastes ritterlicher Sinn, der sich in Allem aussprach. Anfangs hatte sie es vermieden, dem Blicke des jungen Mannes zu begegnen, dann aber schaute sie ihm offen, wenn auch heimlich vor dem Vater, ins Auge; in den Blicken flossen die Seelen ineinander und jetzt verstanden sie sich, ohne daß ein Wort von Liebe zwischen ihnen laut geworden war.

Ist lange Zeit nicht mehr die Sprache der Heimat an das Ohr und in das Herz geklungen,

wie es bei dem Bildschnitzer der Fall war — denn wenn er auch mit Paula sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte, so mischten sich doch gewisse Accente drein, und es war nicht dieselbe — dann wird der Laut derselben zur Musik, in deren Accorden Alles zusammentönt, was das Herz bewegt und erfüllt hat in dem Stande der Kindheit, dahin wir mit sehnsüchtigem Auge zurückblicken, wie nach einem Asyle des Ideals. Scheitler konnte des Genusses, mit einem „Landsmännischen“ in der geliebten deutschen Mundart zu reden, gar nicht mehr satt werden; immer wieder, wenn auch der Faden der Unterhaltung ausgegangen zu sein schien, brachte er einen neuen Gegenstand auf das Tapet, überall wußte der Kurprinz Bescheid, und ihm gewährte es einen Hochgenuß, ein doppeltes Zwiegespräch zu führen, mit den Lippen und mit den Augen. Welches das interessantere war, brauchen wir nicht erst zu sagen; aber so selig war es Paula nie zu Muth gewesen, als in der Gesellschaft dieser zwei Männer, die in

ihrem Herzen den ganzen Bereich der Liebe ausfüllten.

Endlich mußte doch der Aufbruch erfolgen; draußen begannen sich bereits die langen Schatten der Dämmerung über die Häusermasse zu legen, und wenn der Kurprinz eben auch nicht die Gefahr fürchtete, bei Nacht ohne Begleitung und Bewaffnung durch die Straßen Venedigs zu gehen, so kam ihm doch der Gedanke, daß die Seinigen über sein Ausbleiben in Sorge sein möchten. Darum ließ er es auch geschehen, daß der Alte zum Aufbruche mahnte, nicht jedoch, ohne daß er seinen Gast zu baldigem Wiederkommen aufgefordert hätte. Rasch warf der Prinz seinen weißen Mantel um, Scheitler ging mit einer Lampe voran und Paula begleitete den Gast bis auf die Schwelle der Stube; hier wendete sich Karl Albrecht, von dem Alten unbemerkt, nach der Geliebten um, ergriff ihre Hand, Paula ließ es geschehen, eine Secunde lang dauerte diese heiße, zitternde, elektrische Berührung ihrer Pulse, und draußen auf der

Brücke, nachdem er von dem Vater herzlichen Abschied genommen hatte, blieb er stehen, noch einmal zu dem erleuchteten Fenster aufschauend; da erschien Paula, wie von demselben Gedanken geführt, auf dem Balcon, legte die Hand auf das Herz, das war ihr Gutenacht, und der, dem es galt, fühlte sich in Wirklichkeit auf der Brücke des Paradieses.

* * *

Das Geschwisterpaar Vendramini entstammte einer früher großen und berühmten Nobili-Familie, man mußte ihnen darum das Prädicat Don und Donna geben; sie hätten auch, wie die übrigen Nobili, die „Eccellenza“ beanspruchen können, und Donna Giustina war nicht wenig stolz darauf, daß eine Vendramini einst Dogaressa von Venedig gewesen war. Wie es aber leider im Laufe der Zeiten geht, die vornehmen und edlen Geschlechter müssen aus ihren stolzen Palästen herniedersteigen und mit den Leuten von dunkler Herkunft die Plätze tauschen, welche die Umstände nur klug und

schlau zu benutzen verstanden hatten und in ihrem Handeln und Erwerben keinem „Noblesse oblige“ als Richtschnur zu folgen brauchten. So gab es damals schon in der Republik eine Menge in ihren Vermögensverhältnissen heruntergekommener Nobili; eine Erscheinung, deren Grund in dem Umstande zu suchen war, daß das Vermögen der Familie nicht in einer Hand, des ältesten Familiensohnes, vereinigt blieb, sondern gleichmäßig unter alle Kinder vertheilt wurde, wodurch sich der Besitz zersplitterte. Man begegnete damals Leuten, die an ihrer schwarzen Kleidung sogleich als zum Adel der Republik gehörig, zu erkennen waren, die aber in dem abgetragenen Kleide, in der schmutzigen groben Wäsche, der zerzausten Perrücke ein klägliches Bild abgaben. Viele, nicht im Stande, einen Diener zu unterhalten, kauften sich auf öffentlichem Markte selbst ihre Lebensmittel, welche sie in dem Sacke ihrer Aermel nach Hause trugen. So weit war es allerdings mit Don Vendramini nicht gekommen, er hatte

mit seiner Schwester Giustina von dem väterlichen Erbe noch so viel übrig behalten, daß er sich das, wenn auch etwas verfallene Haus am Ponte del Paradiso, ein früheres Profeßhaus der Dominicaner, kaufen und mit Kunstgegenständen und Antiquitäten einen Handel treiben konnte, wenn auch nicht öffentlich, das war Adeligen nicht erlaubt. Er galt dafür, daß er die Sache aus Liebhaberei trieb und Tauschgeschäfte machte; die Wahrheit war, daß er kaufte und verkaufte, freilich mehr aus Liebhaberei als aus Gewinnsucht. Donna Giustina kümmerte sich nicht um die Geschäfte ihres Bruders, ihre Wohnungen waren getrennte Departements; zur Rechten im Erdgeschosse lag das Geschäftszimmer ihres Bruders, zur Linken ihre Wohnung. Letztere war ganz so eingerichtet, wie es um ein Jahrhundert zuvor Styl war. Getäfelte Wände und darüber eine alte verblichene Ledertapete, getäfelte Decke, von der ein Kronleuchter von Messing herabhing, ein massiver eichener Tisch mit einem dicken wollenen Teppich behangen,

Stühle mit weiten Armen und hohen Lehnen, mit Sammt oder gepreßtem Leder bezogen; in der Täfelung der Wand mehrere Wandschränke, erkenntlich an der ausgezeichneten Arbeit ihrer Thüren und ihrer kunstvoll gearbeiteten Schlüssel. An dem Eingange rechts ein großer Weihkessel, nicht etwa von Zinn, sondern von Silber, und in einer der Ecken des Gemaches hing ein Heiligenbild, die heilige Barbara, die Schutzpatronin von Donna Giustina darstellend, mit einer ewigen Lampe davor, als dem Symbol unvergänglicher Jungfräulichkeit. Dem Charakter dieses Gemaches entsprechend, erschien die Gestalt der Bewohnerin, dünn, mager und von hohem Wuchse. Wie bei vielen Menschen Alles in die Breite, so ging bei ihr Alles in die Länge, selbst die Augen und die darüber liegenden Brauen hatten eine Biegung nach der Höhe. Ihr Gang, ihre Bewegungen waren ernst, gemessen, gravitätisch, so auch ihr Anzug. Sie ging nicht nach der damaligen Mode, sondern wie man sich zu der Zeit trug, wo ihre

Familie durch eine Dogaressa den Höhepunkt ihres Glanzes erreicht hatte. Sie hätte trocken Brot und eine Zwiebel dazu essen können, aber sie mußte stets in schwarzem Dammast gehen, wie es der Tochter eines venetianischen Nobile zukam.

Man würde jedoch Unrecht thun, wollte man aus dem Aeußeren auf den Charakter von Donna Giustina schließen. Sie hatte ihre Schwächen, sie war zu Zeiten launenhaft, aber wenn ihr der Bruder aus seinem Alterthumsschatze einen alten Folioband mit der berühmten Seeschlacht von Lepanto herabholte, der größten That eines ihrer Vorfahren, der in der Flotte, welche der spanischen zu Hülfe kam, mehrere Galeeren commandirt hatte, dann kam ihr Gemüth wieder in volle Harmonie, dann setzte sie sich in den großen Lehnstuhl und focht die ganze Schlacht mit allem Enthusiasmas mit durch, wobei der rechte Arm die venetianische Flotte und der linke die türkische vorstellte und so aus den beiderseitigen Absichten und Bewegungen eine ungeheuer lebhafte Bewegung

der Arme zum Vorschein kam. Im Uebrigen hielt es Donna Giustina nicht unter ihrer Würde, von Zeit zu Zeit mit Leuten zu verkehren, die nicht ihres Standes waren, und gegen Paula war sie freundlich und fürsorgend gewesen.

Zu der Zeit, als der Kurprinz in die Werkstätte des Bildschnitzers gegangen war, hatte gerade Don Vendramini im Gemache seiner Schwester am Fenster gesessen und einen alten, mit schönen Miniaturen versehenen Band, der ihm zum Kaufe angeboten war, durchgeblättert. Er hatte den jungen Mann bemerkt und sogleich auch wiedererkannt. Im nämlichen Augenblicke sprang er auf und durchschritt, die Hände in das schwarze, etwas abgeschabte Sammtwamms steckend, pfeifend mehreremal das Zimmer. Giustina war eben bei der Lepanto-Lectüre und im Begriffe, mit dem linken Arm eine Bewegung der verhaßten Türken nachzumachen, als sie das Allarmsignal ihres Bruders vernahm, denn dieses Pfeifen deutete auf Sturm in seinem Gemüthe; den

erhobenen Arm sinken lassend, schlug sie das Buch zu.

„Immer störst Du mich, wenn die Sache zur Entscheidung kommen soll, wie gerade jetzt, wo der Großvezier im Begriffe ist, sich in das Meer zu stürzen.“

„Ich will nun sehen, wann er wieder herauskommt“, sagte der Bruder für sich im Eifer.

„Ich sage Dir, er wird nicht wieder herauskommen, sondern elendiglichen Todes sterben“, antwortete Donna Giustina mit einem Anfluge von Pathos.

„Wer?“ fragte Signor Vendramini, aus seinen Gedanken erwachend.

„Der Befehlshaber der verruchten Ungläubigen“, antwortete Giustina, und dabei rollten ihre Augen, ballte sich ihre Hand, wie wenn sie selbst auf einer venetianischen Galeere stände und den Todesstahl in das Herz des Ungläubigen stoßen wollte.

„Laß mich mit Deinen Narrheiten zufrieden!“

schmälte der Bruder. „Die Schlange, die ihr Gift in den Kelch meiner Blume senken wollte, habe ich unschädlich gemacht, nun aber kommt der Wolf und fällt ein in die Hürde, und das einzige Lamm des armen Mannes da drüben wird das Opfer sein."

Sein Pfeifen wurde lauter und sein Schreiten durch das Zimmer aufgeregter, dann sprang er wieder an das Fenster, um zu schauen, und als er den Kurprinzen noch immer nicht zurückkommen sah, sagte er trostlos: „Er kommt nicht wieder zurück — was soll das sein? Und doch ist Meister Nicolo zu Hause."

Donna Giustina wußte noch immer nicht, was sie von der Aufregung ihres Bruders halten sollte, bis dieser ihr denn mittheilte, was er eben gesehen und was er befürchte.

„O, ich kenne den jungen Patron noch sehr gut vom Marcusplatze her", vollendete er, „dort spann sich der Faden an, ich sehe Alles in Venedig. Zwei Vendramini gehörten in den Rath der Zehn, denen nichts verborgen war."

„Die Tochter des Einen war die Dogaressa“, fügte Donna Giustina mit dem Ausdruck hohen Stolzes bei.

„Und von Beiden habe ich den allsehenden Blick geerbt, der allen Dingen auf den Grund und allen Menschen in das Herz schaut.“

„Ja — wir haben vieles Große von unseren Vorfahren geerbt“, bemerkte die Schwester.

Wir wollen mit diesem festen Halten an den Familien-Erinnerungen, in diesem stolzen Zurückblicken auf den Glanz eines Geschlechtes nicht etwa ein spöttisches Lächeln bei dem Leser bezwecken, wir geben hier nur Nuancen der Charaktere, und wenn dieselben auch hie und da ein leises Lächeln hervorrufen mögen, so wird der Leser doch auch wiederum gerührt werden von der stolzen Treue, der edlen Selbstverleugnung, die bei aller Beschränktheit äußerer Mittel in der Erhabenheit eines Familienbewußtseins liegt und mit edler Resignation des Idealen auf den frechen Hohn des im brutalen Genusse schwelgenden und sich

blähenden Menschen der plumpen Materie herabsieht.

Wie bei der Schwester die Seeschlacht, so war bei dem Bruder der allsehende Blick seiner Vorfahren fast zur fixen Idee geworden. Wenn es sich schon nicht leugnen läßt, daß es eine angeborene Criminalistik gibt und die Annahme, daß dieses Talent eines Vorfahren sich auf den Nachkommen vererbt haben könne, gar nicht so gewagt erscheinen möchte, so vergaß doch der gute Andrea, daß ihm nur Dinge aufstießen, die seinem Interesse und Geschäfte nahe lagen, und darin haben wir Alle etwas Divinatorisches, ohne daß wir darum einen Vorfahren im furchtbaren Rathe der Zehn zu haben brauchten. Es war der reine Zufall, daß er damals auf dem Marcusplatze zugegen war, daß er später auf einem Geschäftsgange Madame Madeleine im Gespräche mit Paula bemerkt und den kleinen Boten mit dem Briefe des Mädchens aus dem Hause hatte eilen sehen. Der Schluß lag ziemlich nahe und war diesmal auch richtig.

„Ich begreife Dich nicht, Bruder Andrea“, fuhr Schwester Giustina fort, „daß Du Dir um das Mädchen da drüben so viele Gedanken machst. Was geht sie Dich im Grunde an? Das heißt, Du müßtest denn andere Gedanken haben.“

Verliebt wagte sie nicht zu sagen, dieses Wort widerstrebte ihrem sehr jungfräulichen Gemüthe, und ebenso verletzte es sie, als ihr Bruder bei ihrer Aeußerung sich blitzschnell auf dem Absatze herumdrehte, laut auflachte und sagte: „Ich verliebt — ich — in diese frische, blühende Rose? Giustina, das ist eben so spaßhaft, als wenn Jemand sagte, daß Hekuba vor dem Untergange Troja's noch in die Wochen gekommen wäre.“

Giustina wendete sich bei dieser frivolen Rede Andrea's beschämt und erröthend ab.

„Warum ich um Paula sorge?“ fuhr er, gegen die Schwester gewendet, fort, und seine Stimme nahm dabei einen weichen Ton an. „Du weißt, Giustina, ich lebe um hundert Jahre zurück, so weit der Mensch und alles Ding braucht, um

antiquarisch, historisch zu werden. Ich habe kein Interesse für die Menschheit, das lebende, mit mir athmende Geschlecht; ich würde es erst dann lieben, wenn ich es ausgestopft droben in meinem Studio haben könnte. Ich liebe meine Mitmenschen nicht, selbst Dich nicht, Giustina, nein, ich gestehe es Dir offen, Du bist mir eine alte Gewohnheit von Vater und Mutter her und ich fasse Dich ebenfalls antiquarisch, historisch auf. Mein Herz ist unter dem Staub der Jahrhunderte vergraben und verschüttet, und in Träumen komme ich mir vor, als wäre ich selbst in meinem Studio auf einem Postament aufgestellt — todt — und ich stünde wieder lebendig davor und markirte an meiner todten Statue die historische Thatsache, den Verfall der Lagunen-Republik. Ein recht böser Mensch würde ich sein, wäre ich von allem Lebenden so abgewendet, und würde ich mir gar nicht bewußt, daß ich ein Mensch bin wie die übrigen, und ein lebendiges Herz habe und ein Herz haben muß, um einmal vor Gott zu bestehen.

Nicolo's Kind ist mein einziger Contact mit der Mitwelt. Dieses Mädchen habe ich vom Augenblicke an, wo sie mir ihre Händchen entgegengestreckt, geliebt und in der Sorge meines Herzens getragen, und mit den Augen gehütet, als ob es mein eigen Kind wäre, und diese Liebe soll einst meine Vertheidigung und mein Ausweis vor Gott sein, aber — er kommt noch nicht zurück."

Giustina hatte viel Mühe gehabt, ihren Bruder von seinem Entschlusse, sogleich hinüberzugehen und Meister Nicolo wenigstens zu warnen, abzubringen. Endlich hatte er sich ihren Vorstellungen gefügt und war am Fenster sitzen geblieben, kein Auge von der gegenüberliegenden Hausthür verwendend. Nach mehreren Stunden hatte er denn endlich den jungen Mann seinen Rückweg nehmen sehen und war ganz verblüfft, als er bemerken mußte, mit welch ausgezeichneter Rücksicht ihn Paula's Vater behandelte. Das war ihm Alles ein Räthsel, und jetzt, erklärte er Donna Giustina, müsse er unbedingt hinüber, um den Dingen, die

in jenem Hause vorgehen, auf den Grund zu kommen.

„Das hast Du ja gar nicht nöthig, Dein allsehender Blick muß Dir das Alles sagen", warf die Schwester so hin, gleichsam als Wiedervergeltung für ihre als Narrheit erklärte Passion für Seeschlachten. Andrea fühlte auch den Stich und hielt es unter seiner Würde, darauf auch nur mit einem Laute zu antworten. Jedenfalls aber hätte er seinen Entschluß ausgeführt, wenn nicht Paula bei Beiden eingetreten wäre.

Ihr Zimmer und das ganze väterliche Haus waren ihr zu eng geworden; sie konnte diesen Abend nicht, wie sie pflegte, allein mit ihrem Vater zubringen. Der Alte holte gewöhnlich aus einem Seitengemache seiner Werkstätte aus einer verschlossenen Kiste dicke Bücher herauf, schrieb Briefe, packte diese mit den Büchern zusammen, und wohin letztere kamen und für wen sie bestimmt waren, das wußte sie nicht, fragte auch nicht mehr danach, nachdem sie einmal eine ab-

weisende Antwort, in der Weise, daß das zu wissen für sie weder gut, noch vonnöthen wäre, erhalten hatte. Heute litt es das Mädchen nicht mit ihrem Vater zusammen, der schweigend in seine gewöhnliche Beschäftigung versunken war, sie mußte Jemanden haben, mit dem sie sprechen, dem sie von dem Besuche erzählen konnte. Dazu waren Vendramini's die nächsten Nachbarn, die nächsten auch ihrer Bekanntschaft und ihrem Vertrauen. Mit hocherglühendem Antlitze theilte sie dann dem Geschwisterpaar mit, daß ein Herr bei dem Vater eine Bestellung gemacht, sich dann Beide als Landsleute erkannt hätten, daß Jener sich Graf Werdenfels nenne und mehrere Stunden bei ihm zugebracht habe u. s. w.

Das Geschwisterpaar stand allem Menschenverkehre zu fern, als daß es sich nicht von der scheinbaren Offenheit und Unbefangenheit der Erzählerin hätte täuschen lassen. Jeder Andere, der nur einigermaßen mit dem Thun und Treiben der Welt mehr bekannt war, hätte die tiefe, vibrirende

Erregung Paula's sogleich erkannt. So entging sie dem allsehenden Blicke Don Andrea's. Donna Giustina war für jedes Lebenszeichen von der Außenwelt sehr empfänglich, und für den jungen Mann auch darum schon eingenommen, weil sie in ihm einen deutschen Standesgenossen erkannte.

Die Zeichnung zu dem Betstuhl und die fortschreitende Arbeit selbst ließen den Kurprinzen mehreremale von der Einladung Scheitler's, ihm in seiner Wohnung die Ehre zu geben, Gebrauch machen, wenn auch keiner der späteren Besuche des Kurprinzen so lange währte als der erste. Aber von jedem neuen trug er größere Liebe im Herzen fort; denn er war dem mächtigsten Anreize anheimgegeben, indem er Paula in ihrer Häuslichkeit, in ihrem eigensten engen Kreise sich bewegen sah, und wo sich in einem weiblichen Wesen die Holdseligkeit mit der Pflichttreue verbindet, da wird das Weib auch Gebieterin. Oft geschah es, daß Paula sich aus der Stube entfernte, aber niemals, daß sie Beide allein gewesen

wären. Noch war es daher dem jungen Manne nicht möglich gewesen, ihr nur mit einem Laute der Lippen zu sagen, was aus der Empfindung ihrer Herzen voll und heiß in den stummen Blicken ausströmte, und so stieg aus dem öfteren Zusammen- und doch Getrenntsein, aus den beiderseitigen Wünschen und Sehnen, Verlangen und Hoffen die Liebe der frischen und heißen, noch unverbrauchten Herzen zu einer Hochfluth leidenschaftlicher Empfindung, die über kurz oder lang ihre Dämme durchbrechen und Beide dem Ziele entgegentreiben mußte, welches der Denker des Welträthsels uns armen Geschöpfen für seine großen Weltzwecke angewiesen hat.